Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek.

Herrn Didier's Landhaus.

Herrn Didier's Landhaus.

Roman

von

Levin Schücking.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1872.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

Sehnsüchtige Herzen.

In der Nähe einer größeren Stadt an den Ufern des Rheins schritt ein Offizier den Nebenstrom hinauf, der sich unterhalb der Stadt mit dem großen Flusse vereinigt. Es war ein hochgewachsener Mann, dunklen Haares, mit ernsten, vom Dienst in freier Luft gebräunten Zügen und großen wachsamen Augen: es lag etwas Stilles, Gesammeltes, Aufmerksames in dieser Physiognomie — sie war wie die eines Menschen, der innerlich lebt, aber auch von außen her in sich aufnimmt, was ihn innerlich beschäftigt.

Es war ein warmer Tag im Beginn des Sommers; die Weinberge links und rechts an den Ufern des Flusses trugen längst ihren vollen

Blätterschmuck; die Gärten der kleinen Landhäuser, von denen sich eine Reihe aufwärts an dem Flusse hinaufzog, zeigten hinter den niederen Mauern und Gittern ihre Blumen in reicher Blüthe; ein feiner Duft wie von Heliotrop durchschwamm die Luft; die Lerchen schmetterten in der Höhe — zuweilen mußte unser Wanderer seine Augen vor dem Aufblitzen der Wellen schließen, wenn er rechtshin auf das Gewässer blickte und just die Sonnenstrahlen so hineinfielen, daß die Wellen ihm den Reflex derselben zuwarfen.

Der Offizier hatte die Uniform — eine gewöhnliche, durch nichts ausgezeichnete Uniform schlichtester Linieninfanterie — aufgeknöpft; er war jetzt völlig aus dem Bereiche der Stadt; ihr Lärm und Staub lag weit hinter ihm, selbst die Villen, die anfangs zu seiner Linken sich ziemlich dicht gefolgt waren, wurden seltener und lagen weiter entfernt von einander, theilweise waren sie unter Baumgruppen versteckt. Unser Wanderer ging langsameren Schrittes; er legte die Hände auf

dem Rücken zusammen und schaute in die Ferne, zu den grünblauen Höhen auf, die, von helleren, blaueren Höhen überragt, vor ihm das Thal zu schließen schienen.

Es kommt eine wunderliche Wandersehnsucht über den Menschen, wenn man die Ferne so in blauen Bergeslinien vor sich erblickt. Jede solche Höhenscheide hat etwas von einem Theatervorhang an sich; uns ist, als ob dahinter uns das Drama erwarte, in welchem uns das Schicksal die uns eigentlich zukommende Rolle angewiesen habe auf der Bühne des Lebens, und daß dies Drama nur auf unser Kommen harre, um zu beginnen! Und welches Drama voll Größe, Glanz und Glück! Welche Rolle voll Poesie und Erhabenheit! Aber ach, zwischen uns und ihnen liegt eben die Ferne und ist der blaue Vorhang unübersteiglicher Höhen gezogen; und wir sitzen vor diesem Vorhang eingepfercht in einen Sperrsitz zwischen oft sehr widerwärtigen Nachbarn oder im wüsten Gedränge von leidigen Menschen, die alle doch sind, was wir

sind, arme, schmerzlich harrende Seelen, für die sich das Lebensdrama, auf das ihre stillen Träume warten, nicht eröffnen will, so wenig wie für uns selber.

Vielleicht war unser Offizier mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, als er das schöne Flußthal hinaufschritt und mit seinem großen sprechenden Auge in die blaue Ferne blickte, dabei seine Mütze abnahm und sich die Stirn wischte, die bis zu einem geraden Strich mitten über dieselbe viel weißer war, als das Gesicht. In der That, es wurde heiß; die Sonnenstrahlen nahmen an Kraft zu, und nachdem der junge Mann eine Strecke noch weiter gewandert, wandte er sich plötzlich links, um im Schatten einer aus Bruchsteinen aufgeführten Mauer, die von der Chaussee her die Berghöhe hinanlief, sich auf den Rasen niederzulassen. Die Stelle war in der That einladend zum Ruhen, denn weitausgestreckte Aeste eines mächtigen alten Nußbaums breiteten ein Dach darüber aus, das den Schatten verdoppelte und

eine erquickende Kühle da unten herrschen ließ. Die Mauer begrenzte die Gartenanlagen vor der letzten Villa flußaufwärts.

Eine Zeit lang hatte der Offizier, den Oberkörper auf den rechten Arm gestützt, so bequem auf dem ansteigenden Rasen dagelegen und auf die grünen Hänge des jenseitigen Flußufers geblickt; dann erhob er sich, zog ein Taschenbuch hervor und begann mit Bleistift darin zu schreiben.

Es waren Verse, die er mit einer klaren und kräftig entwickelten Hand niederschrieb.

Ein oder zwei Male hörte er ein leises Schwirren über sich. Es war nicht das Schwirren der Libellen, von denen von Zeit zu Zeit eine in seiner Nähe die schillernden Psycheflügel rührte, wenn sie mit niederwärts gekrümmtem Leib sich auf einen Grashalm niederließ, der sie nicht tragen wollte und zornig unter ihr auf- und abschwankte; es war das langsamere Schwirren eines im Kreis sich drehenden großen dunkelgrünen Blattes, das von dem Nußbaum herabsank. Der Offizier er-

hob dann den Kopf, um dem Spiele des in einer Spirallinie langsam niederschwebenden Blattes zuzuschauen — dann blickte er wieder träumerisch auf das Flußthal zu seinen Füßen und dann wieder zeichnete er einige Zeilen in sein Taschenbuch.

In solcher Umgebung, in solcher sommerlichen Luft, in solcher Beschäftigung, mit Träumen erfüllt, beim Suchen nach Reimen von diesen auf allerlei Pfade der Phantasie gelockt, ist man in der Stimmung, über ein Abenteuer, das uns just begegnet, nicht zu staunen, und es mit kühlem Blut als etwas Natürliches aufzunehmen. Auch unserem Offizier erging es so.

Er vernahm abermals jenes Schwirren eines herabfallenden Blattes; während er langsam den Kopf hob, darnach zu sehen, wurde dies Schwirren lauter, stärker — es wurde zu einem Rauschen — zu einem Rauschen wie von Seide — und emporblickend, sah unser Dichter in Uniform in ein Paar schöne dunkle, groß auf ihn niederschauende Frauenaugen.

In ein Paar Augen. Er sah nicht viel mehr; eine schmale hohe, leise geröthete Stirn noch; dunkles Haar, das einfach gescheitelt, glatt an den Schläfen lag — weiter nichts!

Die Augen blickten gerade über ihm über den Mauerrand fort in seine Augen.

Es war eine stumme Sprache zwischen den vier Augen . . . sie blickten fragend, forschend, glänzend, mit einer eigenthümlichen Ruhe in einander.

Endlich zuckte ein Lächeln um den Mund des Offiziers — er öffnete die Lippen ... im selben Moment waren die Augen über ihm verschwunden.

Jetzt athmete er tief auf.

„Seltsam!“ flüsterte er nach einer langen Pause, sich mit der Hand über das Gesicht fahrend, vor sich hin; „welch ein wunderbar schöner Mädchenkopf! Das sah mich an, als hätten alle Sehnsuchtsträume und alle Seelenschwärmereien ein Paar Augen bekommen und diese Augen wollten sagen: Du Narr, was läßt Du Deine Ge-

fühle wie Schmetterlinge in die Irre schweifen, und Deine Gedanken wie Falken über blaue Bergeshöhen fliegen? Sieh mich an, die Dir so nahe ist! sieh mich, ich bin die Poesie Deines Lebens! Suche mich!“

Er blickte wieder empor — harrend, lauschend; aber die Augen kehrten nicht wieder.

Nun erhob er sich, riß das mit Versen beschriebene Blatt aus seinem Taschenbuche, zerriß es in kleine Stücke, die er von sich schleuderte, und schritt an der Mauer entlang wieder zur Chaussee hinab — dann der Chaussee nach, so daß er einen Blick auf das Landhaus erhielt, zu dem die Mauer und der Nußbaum, welche ihm Schatten gewährt hatten, gehörten.

Es lag ziemlich weit zurück, auf einer Anhöhe — ein einfaches älteres Gebäude, mit einem Giebel, der in rundgeschweiften Linien sich aufbaute; das Mauerwerk von Bruchsteinen, die Fenster und die Gesimse von rothem Sandstein; über einem Souterrain hatte es nur ein Stockwerk und in

diesem außer der Eingangsthüre nur je ein Fenster links und rechts; dazu eine ziemlich hohe Doppeltreppe mit einem Geländer aus Eisenstangen — das Ganze war also sehr bescheiden, auch der ziemlich große Garten, der sich vom Hause bis zur Chaussee zog. Blumenbeete liefen an dem mittleren Pfad entlang. Links stand auf einem Hügel eine Gruppe schöner Wallnußbäume; Obstbäume waren durch den ganzen Garten vertheilt und rechts zog sich an der schützenden Mauer ein Rebengang hin.

In diesem Rebengang — unser Offizier konnte das durch das morschaussehende Holzgitter über der niederen Mauer, die den Garten vorn von der Chaussee abtrennte, wahrnehmen — schritt jetzt die fremde Dame langsam herab. Sie war groß, schlank, schwarz gekleidet. Die Entfernung war zu groß, um genau ihre Züge zu erkennen; aber die schöne Gestalt, welche sich ihm mit so ruhiger und edler Begegnung näherte, um gleich darauf am Ende des Ganges unter der dichteren

Blätterfülle der Weinranken wieder zu verschwinden, reichte hin, das Herz des poetisch erregten jungen Mannes nun vollends in Flammen zu setzen.

Ein seltsames Ding ist die Sitte. Man ist Jemanden fremd. Man wünscht, daß dies Fremdsein aufhöre. Man fühlt sich zu ihm gezogen; man ahnt, daß man sein Freund werden würde. Was wäre einfacher, als es ihm zu sagen? Könnte es ihn beleidigen? Müßte der Wunsch, ihm näher zu treten, ihn nicht erfreuen? Und doch ist solch ein Schritt rein unmöglich bei unserer Sitte! Und namentlich wenn es eine Dame ist, bei der man wünscht, daß das — Fremdsein aufhöre!

Der Offizier wandte sich mit einem tiefen Seufzer ab und schritt weiter. Vielleicht hätte er ein großes Lebensglück, sein Glück für immer, all seiner Sehnsuchtsträume Erfüllung gefunden, wenn es nicht so unmöglich gewesen wäre, etwas zu thun, was so einfach, so natürlich, so harmlos schien!

Aber die Sitte wollte es nicht. Und so mußte

er die Erscheinung, die ihn bezaubert hatte, schweigend in dem Rebengange auf und ab schreiten lassen und durfte nicht einmal stehen bleiben, um sie zu sehen, bis sie ins Haus ging. Die Sitte erlaubte ihm nicht, da stehen zu bleiben und nach ihr hinzustarren. Er mußte weiter schreiten, ohne die mindeste sichere Aussicht, die Dame je wieder zu sehen. Er mußte weiter schreiten, in eine Gegend hinein, die ihm plötzlich sehr reizlos, sehr monoton und sehr langweilig vorkam. Es war so einsam und öde jetzt in dieser Gegend, trotz Strom, Wald und Gebirg, trotz Sonnenschein und Lerchenschlag — der ganze Mittsommertagstraum, der ihn eben noch, als er ruhig auf dem Rasen lag, erfüllt hatte, war verflogen.

Er verwünschte den Sommer. Wenn es noch Winter gewesen, so hätte er die Aussicht gehabt, diesen dunklen Augen, die ihn angeschaut, in einer der großen Gesellschaften zu begegnen, welche der Winter herbeiführte! So aber hatte er diese Hoffnung nicht einmal!

Er vermochte nichts zu thun, als sich in Gedanken mit den Verhältnissen der Dame in Schwarz zu beschäftigen, von der ihn jeder seiner Schritte entfernte. Sie war ohne Zweifel das Kind reicher Eltern, die sich für einige Sommermonate in der schönen Gegend eingemiethet hatten. Die Villa, welche sie bewohnte, war nichts weniger als ein glänzender Bau; der nach alter Weise angelegte Garten kein luxuriöser Park. Aber ein wenn auch noch so bescheidenes Landhaus in dieser Gegend, in der Nachbarschaft der Stadt zu bewohnen, war nur wohlhabenden Leuten verstattet. Die Preise in dieser Gegend Deutschlands waren enorm; sie war erfüllt mit reichen Ausländern; und dabei fiel unserem Offizier ein, daß seine Schöne eine Engländerin sein könne; hatte sie nicht den feinen, schlanken, hohen Wuchs der Engländerinnen? Dann war sie desto unnahbarer für ihn, denn er verstand kein Wort Englisch.

Von der Chaussee zweigte sich jetzt ein Feldweg ab, der links eine Höhe hinanlief, dann auf

ein Plateau führte, das eine wundervolle Aussicht auf das Rheinthal und das Thal des Nebenflusses, durch das der Offizier gekommen, verstattete; man blickte dort auf die schönen Höhen ringsum mit ihren Rebengärten und Ackerfluren und ihren waldigen Kuppen; auf die Stadt mit ihren Thürmen und Befestigungen und Brücken, auf die Fülle umhergestreuter reizender Landhäuser. Der einsame Wanderer sah eine schöne, reiche Welt zu seinen Füßen; und doch sah er sie nur wie in einem Nebel verschwimmend; es lag für ihn wie ein Schleier darüber gebreitet — er blickte nur vor sich und sah in ein Paar dunkler Mädchenaugen. Man muß so jung sein, wie er war, ein so sehnsüchtiges Herz und eine so fruchtbare und erregliche Phantasie besitzen, wie er, um an einer solchen — Kurzsichtigkeit zu leiden.

Zweites Kapitel.

Eine zerstörte Laufbahn.

Nach einer Weile schritt unser Wanderer, südöstlich gewendet, den Abhang des Plateau's nieder und näherte sich so wieder der Stadt, nachdem sein Weg einen weiten Bogen beschrieben. Vor ihm lag bald ein großer und vielbesuchter Vergnügungsort, durch dessen Gitterthor er trat. Es war um diese Stunde einsam und stille unter den hohen Kastanien, unter denen auf dem sorgsam geharkten Kies die weißen Tische und Bänke und Gartenstühle zu zahllosen kleinen Niederlassungen gruppirt waren. Ein Paar Kellner schritten müssig vor der Thüre des Hauptgebäudes umher. Der Offizier winkte einen von ihnen herbei, bestellte ein Mittagsessen für zwei Per-

sonen und schritt dann auf einen kleinen, von leichtem Holzwerk gebauten, vorn offenen Pavillon zu, in dem er sich's bequem machte, seinen Degen in die Ecke stellte und sich in einen Stuhl warf.

Er hielt seine Blicke mit dem Ausdruck der Erwartung auf den Eingang des Gartens gerichtet; Befriedigung leuchtete in ihm auf, als er nach kurzer Frist einen jüngeren Mann hereinkommen sah, der geraden Weges auf den Pavillon zuschritt. Es war eine schlanke feine Gestalt und wenig über Mittelgröße, der Ankommende; er bildete auch in so fern einen Gegensatz zu dem hochgewachsenen und stattlichen Militär, als er wenig von dessen strammer, aufrechter Haltung hatte; er ging lässig, Haupt und Schulter ein wenig vorgebeugt; das blaue Halstuch war sehr nachlässig umgeknüpft, so nachlässig, daß der Hemdkragen an der einen Seite darunter stecken geblieben, während er an der anderen Seite sein Blüthenweiß im Licht der Sonne leuchten ließ — kurz, es herrschte zwischen dem Mann im Pavillon

und dem, der auf denselben zuschritt, der volle Gegensatz des Militärs und Civilisten.

Ihre Züge dagegen hatten eine gewisse Aehnlichkeit; sie hatten beide hohe Stirnen, bei dem Civilisten ein wenig vorgewölbt; beide große, offene, treue Augen und ovale Gesichtsformen, beide regelmäßig geschnittene Züge, bei dem Civilisten weicher und gerundeter, wie bei dem Anderen; beide Vollbärte und dunkles Haar, das nur bei dem Militär unter der Scheere des Reglements kürzer gehalten, bei dem Civilisten sich in üppiger Vollkraft hatte zu den dunkelblonden krausen Locken entwickeln dürfen, die seine Stirne und Schläfe umgaben.

Der junge Mann trat mit einem Kopfnicken in den Pavillon, legte seinen grauen Filzhut auf den Tisch und warf mit einer Bewegung stolzer Anmuth das Haar aus der Stirn.

„Mich dürstet!“ sagte er, — „hast Du Stoff bestellt, Wolfgang?“

„Glücklicher Mensch, dessen Durst der „Stoff“ löschen kann. Mich dürstet auch, aber ich habe

nicht daran gedacht, den Kellner dagegen zu Hülfe zu rufen!“

„Und wonach dürstet Dich, wenn nicht nach dem, was den Durst löscht?“

„Zunächst nach Poesie ... dann nach Unterhaltung mit Dir, Freund Egbert — und erst ganz in zweiter Linie nach einem Getränk, das Du nach Deinem Geschmack bestellen magst!“

„Ich weiß“, versetzte Egbert, „Du sagst mit Platen:

Mir, der ich bin ein wandernder Rhapsode,
Genügt ein Freund, ein Becher Weins im Schatten,
Und ein berühmter Name nach dem Tode!“

Er zog dabei die in der Ecke angebrachte Klingelschnur.

„Was den berühmten Namen nach dem Tode angeht“, sagte der Offizier, „so war ich heute in der besten Stimmung, durch einige bewunderungswürdige Verse dafür zu wirken — bin aber leider zu Deinem Glücke daran gestört worden.“

„Zu meinem Glücke? In wiefern?“

„Weil Du, Unglücklicher, am Ende doch die Verse hättest in den Poetenwinkel Deines Journals aufnehmen müssen."

„Weshalb nicht? Es ist da schon viel Schlechteres untergebracht worden, als die Ergüsse Deiner schwärmerischen anonymen Dichterseele sind. Poetenwinkel ist übrigens ein schlechter Ausdruck — im Poetenwinkel schlummern die großen Todten Englands — in meiner letzten Journalspalte drängen sich die kleinen Lebendigen dieses Gaues — die Anwesenden natürlich ausgenommen!"

Der Offizier hatte, während Egbert sprach, die Hand ausgestreckt und den linken Hemdkragen seines Freundes aus der Haft befreit.

„Erlaube", sagte er dabei ... „Deine anmuthige Wittwe sollte Dich nicht so unbeaufsichtigt aus dem Hause lassen! ... So, nun sprich weiter!"

„Die kleinen Lebendigen", fuhr Egbert fort, „die gar nicht todt zu machen sind — hat man auch hundertmal ihre Ergüsse in den Papierkorb geworfen, sie werden dennoch nicht empfindlich

über diese ihrem tiefinnersten Gemüthsleben angethane Schmach und rächen sich dennoch nicht endlich durch Schweigen!"

„Und doch sind sie immer krank, diese nicht todt zu Machenden. Krank an Sehnsucht, arm an Hoffen ... aber da ist der Kellner und nun bestelle!"

Egbert bestellte Wein, und als der Kellner gegangen, um sehr bald mit einer Flasche leichten Moselgetränkes wiederzukommen, stießen die beiden Freunde an.

„Du bist schweigsam heut'", sagte der Offizier nach einer stummen Pause; „hat Dein Tagewerk Dich so ermüdet, oder hat Deine schöne Wittwe Dich so nachdenklich und träumerisch gemacht?"

„Beim Himmel, es wäre kein Wunder, wenn sie mich nachdenklich machte; und am Ende auch gut, wenn ich begänne, darüber nachzudenken, wohin dies ganze Spiel führen soll; das eben ist mein Fehler gewesen, fürcht' ich, daß ich nicht früher darüber nachgedacht habe."

„Ah“, lachte der Offizier auf, „was bedarf's da viel Nachdenkens:

Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn!

Wenn man so glücklich wie Du tannhäusern kann, steht Einem das Nachdenken schlecht!“

„Doch auch der Tannhäuser dachte nach“, fiel Egbert ein, „und zog davon!“

„Als es zu spät war! Er fand später bei Elisabeth weder das Glück, noch in Rom Gnade. Also zügle Deine treulos schweifenden Gedanken und bleib, wo Du bist, im Venusberge!“

„Würdest Du es?“

„Ich? — Nein! Aber was mir taugt, taugt nicht Dir. Sind wir nicht in Allem Gegensätze? Wir sind wie die zwei Seelen in Faustens Brust —

Die meine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen!

und die Deine,

Die andere, hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen!

Dazu bedarfst Du weiter nichts, als solch

einer hübschen liebreichen Frau, die alle Erdensorgen von Dir fern hält und Dir erlaubt, ungestört Deinen Geistesflügen nachzugehen; ich mit meinen klammernden Organen muß mir ein Stück Welt erobern, ein stolzes Erdenglück, das nicht ohne Kampf unser wird. Und darum dürft' ich mich nicht so bestricken lassen, wie Du es bist!"

Egbert schüttelte den Kopf.

„Aus Freuden sehn' ich mich nach Schmerzen,
Aus Deinem Reich d'rum muß ich flieh'n!"

summte er nach der Tannhäuser-Melodie.

Das Alles wurde von den jungen Männern so wie ein einleitendes Geplänkel hingeworfen; jeder hatte eine Mittheilung auf dem Herzen und wußte nicht, wie zu einem ernsten Aussprechen zu kommen. Endlich sagte Egbert:

„Ich will Dir nur gestehen, daß ich in sehr beunruhigender Weise an ein früheres ernstliches Verhältniß erinnert bin."

„Du? In der That?" fiel Wolfgang ein. „Daß es ernstlich war, kann ich mir denken,

denn was nähmst Du nicht ernstlich, Du weiser Timotheus? Aber erzähle mir das!"

„So hör' zu! Als ich", entgegnete Egbert, „noch in Paris war, um mich dort mit der altfranzösischen und provençalischen Literatur bekannt zu machen — Du weißt, ich hatte damals noch die glückliche Aussicht, mich auf einer deutschen Universität habilitiren zu können ..."

„Ich weiß, Du steuertest auf einen Katheder für deutsche und romanische Literatur als Deinen Lebenshafen zu —"

„Nun ja — in jener glücklichen Zeit wohnte ich in Paris in der Rue des Saints-Pères und verliebte mich in die Tochter meines Hausherrn, der unter mir wohnte und im Parterre des Hauses ein blühendes Geschäft in Papier und Schreibmaterialien hatte."

„Ah! ..."

„Du brauchst dies Ah nicht so spöttisch zu betonen", fuhr Egbert fort. „Herr Didier war ein sehr wohlhabender und angesehener Mann:

er verkaufte seine Papierballen im Großen und lieferte sie mit bemerkenswerther Unparteilichkeit für die orleanistische Revue des deux Mondes, für den republikanischen Siècle und den bonapartistischen Figaro; für ihn war das Papier da, um bedruckt zu werden; seine langjährige Erfahrung mochte ihn belehrt haben, daß es ganz einerlei sei, welcher Art die Weisheit, womit man die schönen, reinlichen Bogen verdarb, und in welchem Sinne man die Druckerschwärze darüber vertheile, bis es Makulatur war — zum Siege kommen ja doch nur die Ideen, welche sich in Verschwiegenheit und Stille vorbereiten und nicht die, für welche wir Kannegießer Reclame machen."

„Da möcht' ich Dir doch widersprechen", fiel Wolfgang ein; „aber bleiben wir bei der Sache: also Monsieur Didier's Beruf war es, den Pariser Phrasendrehern mitleidlos das schöne Papier zum Verderben zu liefern und dies Geschäft lohnte sich ..."

„Es lohnte sich; ich glaube, daß er ein ganz

bedeutendes Vermögen besaß, welches er sich allein erworben hatte, denn sein Vater war ein kleiner Beamter in der Chancellerie zu Orleans gewesen, die dort das Hausvermögen Louis Philipp's administrirte. Er war sehr hübsch eingerichtet, gab seinen Freunden sehr glänzende kleine Diners und sprach davon, sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen und sich ein Landhaus zu kaufen — Du weißt, das ist jedes Pariser Geschäftsmannes Ideal . . ."

„So viel von Herrn Didier", sagte Wolfgang. „Und nun zur Tochter. Schildere sie mir — wenn es Dir möglich ist, dabei keine zu glühenden und strahlenden Farben auf den Goldgrund aufzutragen, auf den man Engel malt!"

„Ich denke", versetzte Egbert ernst, „Louise Didier macht, obwohl sie wie alle französischen Mädchen die stupide Klostererziehung erhalten hatte, keine Ansprüche darauf, ein Engel zu sein. Sie war ein frisches, lebenslustiges, zuweilen sogar muthwilliges Mädchen, die ihre Lehrerinnen

früher vielleicht mitunter ein wenig schwer zu bändigen gefunden haben mochten. Sie war sehr hübsch mit ihren schalkhaften, schmalen, mandelförmigen Augen unter den langen, feinen Wimpern, dem zierlichen gebogenen Näschen und den trotzig aufgeworfenen Lippen; was sie am meisten auszeichnete, war ihre außerordentliche Anmuth, der sie es verdankte, daß Alles, was sie that und sagte, etwas Anziehendes, Verführerisches, ja Unterjochendes hatte — es ist ja nichts, was uns so unterjocht und beherrscht wie Anmuth ..."

„Sie war eben eine Pariserin", fiel Wolfgang ein; „ich sehe sie vor mir stehen in dieser ganzen „Anmuth", mit zierlicher Taille, kokett und toute pimpante, wie die Franzosen sagen; bien gantée, bien chaussée, die schmalen Füßchen in äußerst zierlichen Stiefelchen nach neuester Façon — oder darf ich davon nicht reden, hat unser Bild auf Goldgrund nur ein Köpfchen mit zwei Flügeln daran?"

„Du irrst", sagte Egbert, „irrst ganz gewaltig,

wenn Du sie Dir nach dem Pariser Typus vorstellst — sie war der gerade Gegensatz dazu durch ihr kindlich harmloses und vollständig natürliches Wesen. Das eben war es, was mich bestrickte, diese Frische, diese, ich möchte sagen, ländliche Natürlichkeit. Ohne diese hätte ich sie auch wohl nie kennen gelernt."

„Ländliche Natürlichkeit? Eine Pariserin! Wahrhaftig", rief Wolfgang aus, „das ist stark! Und wie lerntest Du sie kennen? . . . Sie begegnete Dir zuweilen auf der Treppe, wenn Du nach Hause zurückkehrtest und in Deinen vierten oder fünften Stock hinaufstiegst — Du grüßtest dann mit verschämtem Erröthen und sie . . ."

„Ach, nichts von dem Allem!" rief Egbert aus. „Ich hatte sie nie gesehen, bis sie eines Tages erregt, mit hochgeröthetem Gesichte in mein Zimmer trat. Sie stand dann wie ganz betroffen vor mir; ich muß leider bekennen, daß ich nicht weniger betroffen war, denn ich saß rauchend, in Hemdärmeln über meinen Büchern."

„Mein Gott“, sagte sie — „verzeihen Sie mir! Ich bin ganz erschrocken! Ich dachte, Sie seien ein alter Gelehrter! Babette sagte, Sie kämen alle Abende um acht Uhr nach Hause — und nun sind Sie so jung! Verzeihen Sie mir, ich wäre gewiß nicht so bei Ihnen eingebrochen, wenn ... Oh mille pardons, daß ich so störe!“

„Aber, Fräulein“, stotterte ich verlegen, „was thut es denn, daß Sie mich stören — einen jungen Gelehrten zu stören ist doch gewiß eher erlaubt, als einen alten! Oder meinen Sie nicht?“

Sie lachte auf und alle Verlegenheit schien nur noch auf meiner Seite — wegen der Hemdärmel, die sie übrigens gar nicht zu sehen schien. Mit großer Aufregung erzählte sie mir, daß sie ihre junge Angorakatze verloren und im ganzen Hause gesucht habe, daß Babetten endlich, nachdem alles Suchen vergeblich gewesen, eingefallen sei, die Concierge habe beim Aufräumen meiner Zimmer sehr lange meine Thüre aufstehen lassen und da müsse Mimi sich hineingeschlichen haben;

und in ihrer Sorge um diese abscheuliche Mimi, die nichts lieber thue, als sich hinter Betten, alten Möbeln und Schränken zu verstecken und die Leute mit Suchen außer sich zu bringen — sei sie ohne Weiteres so bei mir hereingestürmt, und nun müsse ich erlauben, daß sie Mimi bei mir suche — und damit eilte sie, in jeden Winkel meines Zimmers zu schauen, hinter die Vorhänge und unter das Sopha. Ich säumte nicht zu helfen und ward in meinem Schlafzimmer des kleinen silbergrauen und seidenweichen Ungeheuers sehr bald ansichtig; es lag wie eine Schlange zusammengerollt auf der Decke meines Bettes. Das Wiedersehen der beiden Freundinnen zeichnete sich durch eine lebhafte und rührende Freude auf der einen und vollständige Apathie auf der anderen Seite aus. Mimi blinzelte schläfrig mit den Augen, Louise aber drückte sie mit zärtlichem Schelten an Brust und Wange.

Dann machte sie tief erröthend eine flüchtige Verbeugung vor mir, sagte mit einem unnachahm=

lichen Aufschlagen der Augen und einem bittenden Blick darin noch einmal ihr: Mille pardons, Monsieur, und war verschwunden — um gleich darauf draußen auf der Treppe ihrer Babette zuzurufen:

Je l'ai trouvée, Babette, la méchante!

Ich blieb zurück, ein wenig — um auch französisch zu reden — ébloui und bouleversé! Ich kam über den Gedanken, daß dies ein merkwürdig hübsches und anmuthiges Mädchen sei, den ganzen Abend nicht mehr hinaus ..."

„Ach ja", sagte Wolfgang mit einem Seufzer; „es ist merkwürdig, wie man vollständig in solch einem äußerst einfachen Gedanken aufgehen kann! Fahre fort! Mimi war also eingefangen und nebenbei Du auch?"

„Ich wurde es — um es offen zu gestehen — im Laufe der nächsten Wochen; denn ich sah von nun an Louise Didier öfter. Herr Didier ließ mich eines Abends zu sich herunter bitten; er hatte einen deutschen Brief erhalten und wußte

nicht daraus klug zu werden; er bat mich, ihm denselben zu übersetzen und zu erklären. Das Erstere that ich mit großer Bereitwilligkeit, mit der Erklärung aber stockte es; denn in dem Briefe war von Beziehungen eines Herrn . . . ich habe den Namen vergessen, zu industriellen Unternehmungen, wozu das Haus Orleans die Gelder hergegeben ... ich glaube speciell der Herzog von Aumale . . . die Rede, und dies waren mir in noch höherem Grade Hieroglyphen wie Herrn Didier, der versicherte, nichts davon zu begreifen und nichts damit zu thun zu haben. Nichtsdestoweniger war mir Herr Didier sehr dankbar; er behielt mich zum Thee bei sich, und überließ es mir dabei, Fräulein Louise zu unterhalten, die nicht müde wurde, mich über Deutschland auszufragen, und ihrem Vater erklärte, sie wolle Deutsch lernen und Monsieur Egbert solle ihr einen Lehrer empfehlen und Bücher, die sie nöthig habe, aussuchen — und Monsieur Didier, der sich im Laufe der Unterhaltung ziemlich theilnahmlos

verhalten hatte und in Folge davon schläfrig in seinen Sessel zurückgelehnt lag, willigte gutmüthig in Alles . . . ich mußte versprechen, recht bald wieder zu kommen und Fräulein Louise die Adresse eines guten Lehrers im Deutschen zu bringen . . .“

„Du kamst wieder und brachtest Fräulein Louise die Adresse eines Lehrers, der nicht weit zu gehen hatte, um zu seiner Schülerin zu kommen, denk' ich.“

„Du meinst, ich hätte mich selbst empfohlen . . . dazu hatte ich nicht den Muth“, versetzte Egbert, „oder war, besser gesagt, zu vorsichtig dazu; hätte man auf mein Anerbieten meine Dienste abgeschlagen, so wäre die Unbefangenheit unseres Verkehrs dahin gewesen; ich empfahl Louise eine ehrenwerthe Dame, eine frühere Erzieherin, die sich mit Unterrichtgeben beschäftigte, und behielt mir und meiner Theilnahme an der Sache nur das Recht bevor, zuweilen zu kommen und mich nach Louisens Fortschritten zu erkundigen. Das that ich denn auch, und Monsieur Didier schien diese

Besuche nicht ungern zu sehen. Er lud mich an Festtagen zu Tisch; dann mußte ich mit ihnen an einem Sonntage in den Pré Catalan fahren und die berühmte Laiterie dort sehen, ein anderes Mal nach Enghien, nach Fontainebleau. Es waren die heitersten, fröhlichsten, hoffnungsreichsten Tage, welche ich verlebt habe. Louise war von bezaubernder Liebenswürdigkeit, Monsieur Didier ließ uns lachen, umherschweifen, necken und plaudern — ich konnte, wie ich mir meiner tiefen und wahren Neigung für Louise bewußt wurde, nicht verkennen, daß der alte Herr im Stillen nichts gegen ein zwischen uns entstehendes Verhältniß einzuwenden habe. Die Andeutungen, welche er zuweilen über seine Ansichten von den heutigen Zuständen in Frankreich machte, gaben mir einen Schlüssel dazu. Er war ein ‚laudator temporis acti', wie es Einen gibt; nach ihm war die glücklichste Epoche Frankreichs die unter den Orleans gewesen; seitdem hatte sich Frankreichs ein dämonisches Regiment bemächtigt, unter

dem die Sitten verdorben, die Talente verwüstet, die Gesellschaft verwildert war und eine tiefinnere Fäulniß das ganze Leben des Volkes durchfressen hatte. Vor Allem war ihm das Treiben der jungen Männer, der ‚Boulevardiers‘, der ‚Godelureaux‘, wie er sie nannte, verhaßt, und deshalb mochte er ohne Widerstreben die Möglichkeit ins Auge fassen, daß ein solider und ernster Deutscher sein Schwiegersohn werde.

Das hatte sechs Wochen, ein paar Monate vielleicht, gewährt und ich faßte den Entschluß, meinem Vater zu schreiben und seine Einwilligung zu dem Schritte, den ich vorhatte, um Louise zu werben, einzuholen — ich wollte erst diese Einwilligung besitzen, bevor ich mich aussprach; aber meinem Briefe kam ein Schreiben meines Vaters zuvor, das mich mit einem großen Schrecken erfüllte: er schrieb mir, er habe Verluste in seinem Geschäfte erlitten, er finde mein Vorhaben, akademischer Lehrer werden zu wollen, deshalb jetzt um so unpraktischer, als es keine

Laufbahn gebe, die mühsamer und langwieriger sei, um darin zu Unabhängigkeit und Brod zu kommen; ich solle meine unfruchtbaren Studien und Schulfuchsereien aufgeben und zurückkommen, weil sich mir eine vortreffliche Stellung biete — ich solle als Redakteur einer Zeitung meinen Geist, meine Kenntnisse u. s. w. praktisch verwerthen und mich für das Leben und mein Vaterland nützlich machen. — Wenn ich dann die Hoffnung, nach fünfzehn oder zwanzig Jahren den Titel Universitätsprofessor zu bekommen, fahren lassen müsse, werde ich dafür sofort durch ein anständiges Gehalt entschädigt werden; ich werde die Zeitung nach meiner Ueberzeugung leiten können, Niemand werde mir darein reden; die Eigenthümerin sei eine gescheidte und brave junge Frau, die eben ihren Mann verloren habe, und nun hülflos der Aufgabe, solch ein Geschäft fortführen zu sollen, gegenüber, gern Alles in meine Hände legen werde.

„Das Alles erschreckte mich um so mehr, als mein Vater sonst nur sehr kurze flüchtige, mit

einigen Späßen gewürzte Briefe in sehr langen Zwischenräumen an mich gelangen ließ und jetzt ganz außerordentlich ernst und ausführlich geschrieben hatte. Doch antwortete ich ihm sofort, daß es mich sehr unglücklich machen werde, wenn ich meinen Plänen für die Zukunft, wie ich sie seit Jahren gehegt, entsagen müsse, und daß ich mich dazu nicht entschließen könne — ich bedürfe wenig und werde ihn nicht mehr in Anspruch nehmen, das Vermögen meiner Mutter reiche ja völlig aus; ich werde bequem davon leben können, bis ich's zum Professor gebracht.

„Die Antwort meines Vaters lautete:

„Das Vermögen Deiner Mutter, lieber Junge, ist schon seit Jahren in mein Geschäft gesteckt, und mein Geschäft, um es Dir rund herauszusagen, ist ruinirt . . . Die verfluchten Galmei-Aktien und die Bandfabrik sind Schuld daran . . . es war Schwindel, vermaledeyter Schwindel! — Soll ich nun das Vermögen Deiner Mutter den Gläubigern, die darauf hin creditirt haben, ent-

ziehen? Soll ich ihnen sagen: meine Herren, was ich habe, das gehört meinem Sohne? — Ich hoffe, Du denkst nicht daran. Also, komm zurück — wenn Du die Stelle nicht annimmst, von der ich Dir schrieb, so weiß ich wahrhaftig nicht, wovon wir leben sollen!"

„Diese Zeilen zerschmetterten mich vollständig. In welche Lage mußte mein Vater gerathen sein, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte!"

„Nur Du nicht, armer Freund," fiel Wolfgang ein, — „die übrige Welt hatte diese Ahnung längst, und auch die, daß das Vermögen Deiner Mutter wohl schon längst ganz anderen Dingen geopfert sei, als der Entschädigung der Gläubiger Deines Vaters!"

„Wenn dem so wäre," antwortete leise Egbert, so hab' ich's nicht zu untersuchen — genug, diese Eröffnung meines Vaters ließ mir keine Wahl mehr. Jenes einzige Wort „wir" am Schlusse seines Briefes entschied über mein Schicksal, ich sah daraus, daß mein Vater meiner bedurfte, und

mir blieb nichts übrig, als meinen Lebensplänen, meinen Studien, allen meinen Hoffnungen und meiner Neigung zu entsagen . . ."

„Aber," fiel hier Wolfgang die Stirn runzelnd ein, „so viel ich weiß, liegen ja die Dinge ganz anders; Dein Vater bedarf ja Deiner gar nicht; er lebt als Reisender für eine große Seidenfabrik und zwar sehr gut, wie man sagt!"

„Bleiben wir bei der Reihenfolge," fuhr Egbert achselzuckend fort — „er schrieb mir, wie ich Dir sagte, und ich packte ein, theilte Monsieur Didier und Louisen die Lage der Dinge mit, ward von Monsieur Didier sehr kühl, von Louise, — wie es mir schien, ein wenig herzlos, ein wenig, wie soll ich sagen, — spöttisch verachtungsvoll . . . doch nein, das drückt es nicht aus, es lag vielmehr etwas wie ein beleidigendes Mitleid mit meiner grenzenlosen Niedergeschlagenheit in ihrem Wesen . . ."

„Sehr natürlich am Ende . . . Sie war vielleicht empört, daß Du so niedergeschlagen warst,

statt muthig den Kopf oben zu behalten und an Deinem Recht auf sie festzuhalten."

„Ich hatte kein Recht auf sie . . ."

„Auf ein Mädchen, das mit uns kokettirt, das unsere Huldigungen hervorgerufen und angenommen hat, haben wir immer ein Recht!"

„Ich bitte Dich, wie konnt' ich noch daran denken, seit ich wußte, daß ich arm sei? In Frankreich, in Paris! Für uns ist Vermögen eben Geld, in Paris ist Vermögen mehr, es ist Ehre, Stellung, Rang. Ein armer Handwerker und eine Gräfin sind bei uns nicht so geschieden, wie dort ein armer Mann und eine Erbin von 20 oder 30,000 Franken jährlicher Renten! Der arme Mann darf die Frau eines Herzogs verführen, das kommt alle Tage vor und ist keine Sünde, aber die Tochter eines wohlhabenden Mannes heirathen zu wollen, das ist Sünde, und mehr als das — lächerlich! . . ."

„Nun, nun, nun," sagte Wolfgang beschwichtigend, „es wird doch auch noch Ausnahmen geben;

und, wenn auch arm, wardst Du doch jetzt nach Pariser Begriffen eine Respectsperson, als Redakteur en chef eines Journals."

„In Deutschland, in der Provinz!"

„Hättest Du eine wirkliche, tiefe Leidenschaft für das Mädchen gehabt, würdest Du über dies Alles anders denken," sagte der Offizier. „Sie hatte Recht, daß sie empört über Dich war."

„Du irrst, wenn Du nicht glaubst, daß ich bei jenem Schreiben furchtbar gelitten, und noch bis zu dieser Stunde leide!"

„Steht es nicht bei Dir, es in jeder Stunde wieder gut zu machen?" —

Egbert schwieg eine Weile; er stemmte das Kinn auf den Arm und sah grübelnd zu Boden.

„Aber freilich ... was würde Deine hübsche Witwe sagen?" hub neckend Wolfgang wieder an.

Der Kellner kam und servirte das bestellte Mahl. Als er gegangen, sagte Egbert plötzlich:

„Würdest Du aus Freundschaft mich vertreten, an meiner Statt den Redakteur spielen, wenn

ich für vierzehn Tage oder drei Wochen in der That nach Paris reiste?“

„Ah? ...“ rief Wolfgang überrascht aus — „ich sehe zu meiner Freude, daß Du meiner Zureden, über deren wirksamste Zuspitzung ich eben nachdenke, gar nicht mehr bedarfst ...“

„In der That, ich bedarf ihrer nicht mehr — sagte ich Dir nicht, daß ich heute bereits in einer Weise an Louise Didier erinnert bin, die mich mehr in Aufregung versetzt hat, als es alle Deine zugespitzten Reden könnten?“

„So hat sie Dir geschrieben? Wahrhaftig, das ist in hohem Grade löblich... Die Frauen gehen immer gerader aufs Ziel los, als wir Männer ...“

Sie hat mir nicht geschrieben. Wie könnte sie das!“ fiel Egbert vorwurfsvoll ein. — „Es sind mir nur Nachrichten von ihr zugekommen und diese in der seltsamsten und mysteriösesten Weise, die sich denken läßt. — Es war gestern in der Nachmittagsstunde; mein Blatt war fertig, die Dampf=

presse stöhnte und rasselte, um auf meine politische Weisheit die Welt auch nicht einen Augenblick länger harren zu lassen als nöthig — ich konnte hinaus eilen ins Freie, um all' den Manuskript- und Makulaturwust, zwischen dem ich den Tag verbracht, zu vergessen und aufzuathmen. Ich wanderte über die Rheinbrücke und weil ich halbwegs vermuthete, Du würdest oben auf der Festung Dienst haben, stieg ich die Felsenwege hinan. Oben auf dem Hofe der Festung angekommen, wendete ich mich der Ringmauer zu, über welche man die unvergleichliche Aussicht hat — als ich durch die offene Thür der Garnisonskapelle hinter mir ein ganz entzückendes Orgelspiel vernahm; davon betroffen, betrat ich die kleine Kirche, durch deren schattige Kühle ein Strom von wunderbaren Tönen rauschte — ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie wunderbar schön dies Orgelspiel war; ich habe früher dies Instrument gar nicht gekannt, nicht beachtet, ich weiß erst jetzt, was es unter einer wahren Künstlerhand werden kann.

„Ah ... und was hat dies Orgelspiel mit Louise Didier zu schaffen?“ unterbrach ihn Wolfgang.

„Hör' nur weiter. In der Kapelle finde ich eine ältliche, vornehm aussehende, schwarzgekleidete Dame, die auf einer der Bänke sitzend, unverwandt nach oben blickt und dem Spiele zuhört.

„Wer spielt da oben mit dieser außerordentlichen Virtuosität?“ rede ich die Dame an; diese antwortet freundlich und wie geschmeichelt über den Ausdruck der Bewunderung in meinen Mienen.

„Meine Tochter, mein Herr!“ sagt sie.

„Ihre Tochter! ... eine Dame! ... unmöglich!“

„Das ist nicht sehr höflich!“ gibt mir die Dame lächelnd zur Antwort . . . „weshalb soll ein Mädchen nicht so viel musikalisches Talent besitzen, um die Orgel zu spielen?“

„Sie haben Recht — verzeihen Sie mir — die Sache ist nur so ungewöhnlich. —“

„Das ist sie!“ versetzt die alte Dame — heut-

zutage wenigstens; doch", fügt sie mit einem Lächeln hinzu, „hat schon die heilige Cäcilia die Orgel gespielt und in den Frauenklöstern strengerer Orden, die noch jetzt den Männern unbedingt den Zutritt verwehren, wird das Orgelspiel einer der Nonnen von musikalischer Anlage übertragen."

„Ich schwieg, weil ich dem Spiele lauschen wollte. Nach einer Weile, als es in eine leise Cadenz von unendlicher Weiche und Süßigkeit überging, rief die Mutter die Worte:

„Komm', mein Kind, es ist genug!" zur Empore hinauf.

„Ah! . . . Sie sind grausam!" konnte ich mich nicht enthalten auszurufen. Mein Aerger über das jetzt plötzlich eintretende Ende des Spiels schien die gute Dame sehr zu amüsiren; sie lächelte sehr freundlich und nickte mir mit dem Kopfe ein Adieu zu, während sie ihrer Tochter entgegenschritt, die nun im Hintergrunde der Kirche eine Holztreppe niedergestiegen kam, von einem stämmigen Musketier der Besatzung gefolgt, der den Damen

bei Besichtigung der Festung als Führer beigegeben war und offenbar eben den Bälgetreter gespielt hatte!" ...

„Und wie sah sie aus, die heilige Cäcilia?" fragte Wolfgang ... „wohl wie die unsichtbaren Mädchen mit den Engelstimmen in Venedig, in welche Rousseau sich verliebte, bis er sie endlich zu sehen bekam, und fand, daß es eine Rotte gründlich häßlicher Backfische war."

„Nicht ganz so", versetzte Egbert; im Gegentheil, sie war ein schlankes, graziöses, junges Mädchen, vielleicht von vier- bis fünfundzwanzig Jahren, hochgewachsen und im vollsten Sinne des Wortes das, was die Franzosen „distinguirt" nennen; dabei hatte sie ein Paar braune Augen, wie ich nie schönere, bezaubernderе gesehen." —

„Braune Augen?" fuhr Wolfgang auf.

„Was macht Dich dabei betroffen?"

„Fahr' fort, erzähle weiter! Mein Ausruf beweist Dir die Spannung, in welche Du mich versetzt hast ..."

„Sie verließen“, hub Egbert wieder an, „die Kirche; ich folgte ihnen. Draußen wandte sich der begleitende Soldat zu mir, und indem er mir einen unterhalb der Festung aus den grünen Wipfeln einer großen Rheininsel auftauchenden kleinen Schloßthurm zeigte, fragte er mich nach dessen Namen — die Damen hatten ihn vorhin darnach gefragt und er hatte keine Auskunft geben können: ich zog vor, ihnen die Antwort unmittelbar zu geben; so geriethen wir in ein Gespräch, das nach und nach mit sich steigernder Lebhaftigkeit geführt wurde. Beide Damen mußten, wie ich bald wahrnahm, nicht allein der besten Gesellschaft angehören, sie schienen auch viel gereist zu sein, es lag etwas so Kosmopolitisches in ihrem Wesen, daß ich anfangs Mühe hatte, mir klar zu machen, ob sie Deutsche oder Ausländerinnen seien. Doch waren sie Deutsche, ich schloß das aus der Geläufigkeit und dem reinen Accente, womit sie vorzugsweise das Deutsche sprachen. Wir gingen zusammen den Weg von der Feste

herab; als wir die Stadt erreichten, waren wir eben in einer Erörterung der politischen Verhältnisse Frankreichs und der Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit ihm begriffen, so lebhaft, daß ich nicht daran dachte, wie es eigentlich Zeit sei, mich von ihnen zu trennen. Wir kamen durch die Straße, in welcher meine Zeitungsexpedition liegt; die ältere Dame warf einen Blick auf die große Ueberschrift über der Hausthüre und sagte dann zu ihrer Tochter gewendet, sie, um sie aufmerksam zu machen, an der Schulter berührend:

„Voilà l'antre de cet ours ... „Expedition des Rheinboten" — c'est son journal."

Betroffen fragte ich: „und wen nennen Sie einen Bären? Doch nicht den Redakteur des „Rheinboten"?"

„Der Ausdruck ist nicht böse gemeint", antwortete die Tochter, zu der Inschrift aufblickend. „Kennen Sie den Redakteur des Rheinboten?"

„Doch ja ... ich kenne ihn, sehr gut sogar!"

„Ah", sagte die alte Dame, „wir hegen den

lebhaften Wunsch, seine Bekanntschaft zu machen, und fanden bisher keine Gelegenheit dazu, auch Niemand, der die Vermittlung übernommen hätte!"

„O!" rief ich lachend aus, „so ist der Zufall Ihnen sehr gefällig zu Hülfe gekommen."

Ich wollte schon meinen Namen nennen, die alte Dame aber unterbrach mich, indem sie lebhaft sagte:

„Wollten Sie in der That die Güte haben, uns diese Bekanntschaft zu vermitteln? Sagen Sie Herrn Egbert Rutland, meine Tochter habe ihm Mittheilungen über ihre Freundin, die arme Louise Didier, zu machen und wünsche dringend, ihn zu sprechen . . . er wird dann sicherlich die Güte haben und uns besuchen — wir wohnen vor dem Thore dort draußen ... wie heißt es? ... links von der Chaussee, im letzten der dort liegenden Landhäuser."

Wolfgang machte abermals eine Bewegung lebhaften Betroffenseins und starrte mit großen

Augen seinen Freund an. Egbert fuhr ohne dies wahrzunehmen fort:

„Ich war durch die Worte „die arme Louise Didier“ wie vom Blitz getroffen und blickte, stehen bleibend, die beiden Damen an. In ihrer Unbefangenheit mochten sie dies Stehenbleiben als ein Zeichen meiner Absicht, sie zu verlassen, deuten. Denn die Jüngere nickte mit einer gehaltenen Freundlichkeit mir einen Abschiedsgruß zu, während die Aeltere noch sagte: „Nicht wahr, Sie sind so gütig, es ihm ans Herz zu legen! Und dann wandten sich beide und verließen mich.“

„Vor dem Thore, in der letzten Villa links von der Chaussee, sagtest Du?“ rief jetzt Wolfgang aus.

„Nun ja . . . was ist Seltsames daran?“

„Nun wahrhaftig ... ganz hinreichend genug . . . ich komme eben an dieser Villa vorüber; ich habe da im Schatten der Gartenmauer gelegen; ich habe da Verse geschrieben — Verse des tiefen Seelendurstes, der Sehnsucht nach Liebe und Glück,

und als Muse hat über meiner Poesie just eben dieses Mädchen, diese Orgelspielerin, diese heilige Cäcilia mit den verklärten himmlischen braunen Augen geschwebt!“

„Sie? Geschwebt? Ich verstehe Dich nicht...“

„Was ist daran zu verstehen? Sie hat über den Mauerrand geblickt, mich angeblickt, tief bis ins Herz hinein geblickt und ein magnetischer Strom ist aus diesen wunderbaren Augen in meine Seele geströmt und hat mir das Herz gewendet; ich bin verliebt in sie, um es mit einem kurzen aber ebenso inhaltschweren als verständlichen Worte zu sagen . . . verliebt, wenn du mir auch nicht gesagt hättest, welche Virtuosin sie ist, was nun just noch hinzukommt, um mich vollends um den Verstand zu bringen . . .“

„Du bist verliebt in sie? Das Wort ist freilich kurz und inhaltschwer, aber wohl nicht ernst? Sie hat über die Mauer geblickt? Während Du Verse machtest? Und das war genug?“

„Vollkommen! Ich sah, ich fühlte, aus diesen

Augen sah meine Muse, mein Genius, mein Schicksal mich an — ich zerriß meine Verse und erhob mich und fühlte, ich war ein anderer Mann!"

„Daß Du die Verse zerrissest, ist sehr schade, denn Du mußt dabei in einem hohen Grade — im Rausch der Begeisterung gewesen sein."

„Möglich; Du weißt, der Mensch hat Augenblicke der Weihe, wo die Thore seines Inneren dem Einzuge des Göttlichen offen stehen!"

Alles das wurde von Wolfgang in halb ernstem, halb scherzhaftem Tone vorgebracht; in jener Scherzhaftigkeit, in die sich auch vor dem besten Freunde ein keusches Gefühl zu verschleiern pflegt. Wie sehr aber Wolfgang im Grunde die Sache ernst war, zeigte er, indem er fortfuhr: „Und diese Damen haben Dich, Dich Beneidenswerthen zu sich in ihre Villa geladen? Höre, Egbert . . . man muß das Glück, weißt Du, bei der Stirnlocke fassen, hinten ist der Schädel bekanntlich kahl. Ich kann nicht, wenn Du nach Paris reisest, Dich bei Deiner liebenswürdigen Wittwe vertreten, sie

wird den Tausch nicht annehmen; ich kann Dich ebenso wenig auf Deinem souveränen Redakteursthron vertreten; als des Königs Kriegsknecht darf ich mich nicht in die Politik mischen — aber ich will Dich bei der Dame mit den braunen Augen vertreten — ich bitte Dich, laß mich statt Deiner gehen und hören, was sie Dir von Louise Didier, der armen, zu sagen hat; da es wahrscheinlich bittere Vorwürfe über Deine Treulosigkeit sind, gewinnst Du offenbar dabei."

„Ah, welche Idee?! Du wolltest Dich in der Villa vorstellen als . . ."

„Als Herr Redakteur Egbert Rutland . . . traust Du mir dazu die Gewandtheit nicht zu?"

„Völlig! Aber . . ."

„Kein Aber. Ich muß dies Mädchen kennen lernen und . . . es führt kein andrer Weg nach Küßnacht . . . von dem aber, was sie von Deiner Pariser Flamme zu sagen hat, sollst Du kein Wort verlieren; ich will eine jede Silbe so ge-

wissenhaft, als wär's die Tagesparole, ins Gedächtniß prägen und Dir berichten."

„Sie wird Dich wiedererkennen, wenn sie Dich eben als Offizier sah, diese Dame mit den braunen Augen."

„Unmöglich!" rief Wolfgang aus; „einen Offizier, den man nur mit einem Blicke sah, erkennt man in Civiltracht nicht sofort wieder; ich habe hundert Beweise."

Egbert schüttelte den Kopf, aber er antwortete nicht; der Kellner, der mit neuen Speisen kam, verhinderte die Fortsetzung des Gesprächs.

Die beiden jungen Männer nahmen schweigend ihr Diner ein — sie hatten seit einem Monat verabredet, sich unter den Kastanienbäumen des um die Mittagszeit so stillen Gartens zu gemeinsamen Mahlzeiten zu treffen.

Nach dem Mahl zündeten Beide ihre Cigarren an und die ersten Rauchwölklein von sich blasend und sich in seinen Stuhl hintenüberlegend, sagte Wolfgang mit gedehntem und bedeutungsschwerem Tone:

„Nun ...?“

„Du bist ein gefährlicher Mensch, Wolfgang“, versetzte Egbert; „Du bist sehr liebenswürdig bis zu dem Momente, wo Du Dir irgend einen Einfall in den Kopf gesetzt hast — dann ist kein Auskommen mehr mit Dir, bis er trotz allen Widerstandes durchgeführt ist!“

„Das nennst Du Eigensinn und ich Charakter; ein Glück dabei ist jedenfalls, daß Du das so vollkommen einsiehst und den fruchtlosen Widerstand nun auch nicht versuchst. Also Du willigst ein?“

„Meinethalb! Die Folgen kommen über Dein Haupt!“

„Die Folgen? Welche bedrohlichen Folgen könnte es haben“, rief Wolfgang lachend, „wenn ich Dir auf eine Stunde Deinen Namen ableihe und Du so lange ohne Namen in Deiner Redakteurstube sitzest und Deine politischen Artikel schreibst? Sind sie nicht ohnehin anonym? Und hat nicht das Namenlose schon öfter der Welt imponirt und gerade die größten Eindrücke ge-

macht? Wenn Du aber durchaus auch nicht einmal eine Stunde lang ohne Namen sein willst, so wird Deine reizende Wittwe noch eine ganze Anzahl Namen, höchst zärtlicher Namen für Dich im Vorrath haben, wenn Du sie nur anhören willst! — Also gräme Dich nicht, daß ich Dir den Deinen gewaltsam nehme und ein wenig Unfug und Mißbrauch damit treiben will . . . im Ganzen sollst Du ihn unbefleckt und unbeschädigt wieder erhalten!“

Egbert stieß schweigend den Dampf seiner Cigarre aus. Er wußte nicht, wie er den Freund davon abhalten sollte, seinen raschen Einfall auszuführen und hätte dies doch gern gethan; auf der anderen Seite war etwas in der Sache, was, wenn er auch brannte, Nachrichten über Louise Didier zu erhalten und sie direkt und ohne Vermittler zu erhalten, ihm doch wieder willkommen sein mußte. Er hatte sich den Damen nicht genannt, und wenn er jetzt als Herr Egbert selber vor sie trat, mußten sie sehr überrascht, ja wohl

argwöhnisch sein — es standen ihm da einige verlegene Augenblicke bei der Vorstellung und Erklärung, weshalb er nicht dazu gekommen, sich zu nennen, jedenfalls bevor, und Egbert hatte eine etwas blöde, schüchterne Natur; so scheute er sich auch ein wenig vor dem, was man ihm über Louise Didier sagen könne. Daher brachte er ohne viel Energie denn jetzt seinen letzten Einwurf vor:

„Aber Wolfgang, wenn Du Dich wirklich in diese braunäugige Muse Deiner Sehnsuchtspoesie verliebt hast, ist es doch sehr thöricht, Dich ihr als den Geliebten Louise Didier's vorzustellen!"

Wolfgang schien durch diesen Einwurf einen Augenblick betroffen, dann sagte er lachend:

„Ah — weshalb nicht als den treulosen, unbeständigen flatterhaften Geliebten dieser kleinen Pariserin . . .? Desto eher darf ich hoffen, daß sie das mädchenhafte Gelüste anwandelt, den Schmetterling, den eine Freundin nicht festhalten konnte, sich einzufangen . . ."

„Und um dies Gelüste in ihr noch zu schärfen,

wirst Du in leichtsinnigem Tone über Louise sprechen und Dinge sagen, welche diese herabsetzen müssen; sobald Du gegangen bist, wird dann Louise Didier durch einen ausführlichen Brief von Allem, was Du gesagt, und von dem Eindruck, welchen Du gemacht hast, unterrichtet; Louise Didier wird, weil sie mich für den Sünder hält, außer sich gerathen ...“

„Beruhige Dich, ich werde viel zu diplomatisch, viel zu sehr Dein Freund sein, um Dich so zu kompromittiren; ohnehin soll ja die Komödie nicht lange dauern — und nun lassen wir die Bedenken und Einwürfe, ich habe Deine Einwilligung und Du darfst sie jetzt nicht wieder zurückziehen. Laß uns aufbrechen; wenn wir in der Stadt zurück sind und ich dort mich in Civil geworfen haben werde, wird es nicht mehr zu früh sein, um einen Besuch zu machen.“ —

Egbert widersetzte sich nicht mehr; die beiden jungen Leute wanderten zur Stadt zurück, Egbert ein wenig kleinlaut, schweigsam und unzufrieden über die ganze Posse — Wolfgang seine innere

Erregung und Spannung durch eine ungewöhnliche Gesprächigkeit verrathend. Sie verabredeten sich, daß Egbert eine halbe Stunde später als Wolfgang zu der Villa hinauswandern wolle, um wann dieser von dem Besuche zurückkehre, sogleich von ihm vernehmen zu können, um was es sich handle, was er von Louise Didier erfahren solle. So trennten sie sich vor Wolfgang's Wohnung. Der Offizier eilte in sein Zimmer, um sich seiner kriegerischen Attribute zu entledigen und in einen Civilisten im Frack und Cylinder zu verwandeln.

Drittes Kapitel.

Die arme Louise.

Nach einer Stunde stand Wolfgang richtig vor der Villa. Sein Antlitz war ein wenig mehr geröthet als sonst, der Schweiß perlte auf seiner Stirn unter dem häßlichen drückenden Cylinder, obwohl er die letzte Strecke durchaus nicht mehr wie den Anfang des Weges im Sturmschritt zurückgelegt hatte. Sein Herz klopfte, als er das Gitterthor vor dem Garten erreicht hatte; er begann fast die ganze Unternehmung zu bereuen . . . lag nicht doch etwas Unwürdiges, Kindisches, Frevelhaftes darin? Er zog rasch die Klingel, damit dieses Gefühl nicht noch mächtiger in ihm werde, denn zurück konnte er ja nicht mehr, Egbert hätte ihn ausgelacht und über seinen Wankelmuth oder

seinen Mangel an Muth gespottet! Jetzt kam auch schon Jemand aus dem Gartenhause, und nun war's wirklich zu spät . . . Jemand, der jedoch Wolfgang's Leichtsinn durchaus nicht zu ermuthigen geeignet war, denn es war eine äußerst respektable Persönlichkeit, ein ältlicher Herr, ganz in Schwarz gekleidet mit weißer Halsbinde und dünnem weißem, zu einem Toupé auf dem Kopfe zusammengestrichenen Haar — wenn dieser Herr nicht zur Familie gehörte, was der Dienst, den er zu leisten kam, nicht annehmen ließ, dann mußte er der Diener einer sehr vornehmen Herrschaft sein.

Er öffnete, verbeugte sich und sagte mit einer sehr gehaltenen Höflichkeit in französischer Sprache:

„Monsieur Rutland? Entrez, Monsieur . . . Mesdames vous recevront.“

Wolfgang war also der Nothwendigkeit sich selbst zu nennen überhoben . . . es war ihm ganz angenehm; die Damen erwarteten Egbert und nur Egbert; dieser war von ihnen dem Diener

schon angekündigt und der Diener fragte nicht nach seinem Namen — Beweis genug, daß die Damen Niemand sonst bei sich empfingen, daß sie Niemand hier kannten — und daß Wolfgang jedenfalls nicht die mindeste Gefahr lief, in einen belebten Kreis zu gerathen, in dem er erkannt werden und verloren sein konnte.

Der Diener führte ihn in das Haus, in einen schmalen und sehr schmucklosen kleinen Korridor und öffnete hier eine alte dunkle Flügelthüre vor ihm, um ihn in ein mittelgroßes, ziemlich bescheiden eingerichtetes Zimmer eintreten zu lassen — die ganze Ausstattung hatte etwas sehr Bürgerliches; es war das Alles offenbar hier in dem kleinen Landhause so vorgefunden worden und von den Bewohnerinnen nur durch einige kleinere Möbel von auffallender Eleganz, ein Paar Cassetten von Boule-Arbeit, einige Schalen von Bronze oder Silber und ähnlichem Geräth vermehrt. Ein Instrument stand im Hintergrunde des Zimmers; in den Fenstern Lehnsessel, in denen die beiden

Damen, von denen Egbert gesprochen, sich gegenüber saßen; die ältere schien ihrer Tochter aus einem dünnen Büchlein vorzulesen, während die letztere ein Album vor sich liegen hatte, in dem sie eine Bleistiftzeichnung ausführte.

„Monsieur Rutland!“ meldete der alte Diener, während er Wolfgang eintreten ließ.

Die jüngere Dame erhob sich, die ältere grüßte nur freundlich mit einer Bewegung des Kopfes; sie deutete auf einen Stuhl, den der Diener holte und in ihrer Nähe dem Fenster gegenüber stellte. Die junge Dame schien unterdeß mit überraschten Blicken Wolfgang zu mustern.

„Sie sind Herr Egbert Rutland?“ sagte sie mit einem Tone, der nicht allein diese Ueberraschung ausdrückte, sondern auch den leichtsinnigen Offizier noch ein wenig beklommener machte, als er schon war — er glaubte etwas wie Zweifel und Ungläubigkeit hindurchklingen zu hören — vielleicht aber war es blos sein böses Gewissen, was ihm dies vorspiegelte!

Und doch, sie ließ noch immer ihre Blicke mit demselben Ausdrucke der Ueberraschung auf ihm ruhen — es schien ihm sogar, als blitze etwas wie ein übermüthiger Spott in ihren braunen Augen auf; ein flüchtiges Zucken der Mundwinkel sah aus wie eine Drohung, eine Herausforderung — Wolfgang hatte Mühe, dieser Wahrnehmung gegenüber den Anschein der vollsten Kaltblütigkeit, die ihn sonst so selten verließ, zu bewahren. Er verbeugte sich leicht und sagte:

„Ich komme der Mittheilungen wegen, welche Sie die Güte haben wollten, in Fräulein Louise Didier's Auftrag auszurichten . . .“

Es war eine sehr diplomatische Wendung. Die Erklärung, daß er Egbert sei, hatte Wolfgang damit noch immer nicht ausgesprochen und ein wenig eitel auf seine Gewandtheit fand er desto eher seine Kaltblütigkeit wieder.

„Bitte, nehmen Sie Platz“, versetzte die ältere Dame, eine Frau mit einem klugen, scharfen wie wachsamen Gesicht, und einem anmuthig vorneh-

men Wesen — „wir haben nicht gerade einen Auftrag von Fräulein Louise Didier an Sie auszurichten — nicht um das handelt es sich; wir hatten nur den Wunsch, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und über Fräulein Louise uns mit Ihnen zu unterhalten. Es war vielleicht ein wenig zudringlich von uns, diesen Wunsch so ohne Umschweife kund zu thun — aber wir nehmen so viel Theil an Louisens Schicksal und ich bin meinem guten Freunde, dem wackern Monsieur Didier, so wohlgesinnt, daß Sie uns hoffentlich nicht deshalb gram werden: Sie werden sehen, daß wir, sowohl ich wie meine Tochter Helene, nicht so gehandelt hätten, ohne ein sehr großes Vertrauen zu Ihrer Güte und zu Ihrer scrupulösen Redlichkeit ...“

Wolfgang glaubte, während die alte Dame so verbindliche Dinge zu ihm sprach, der jüngeren Augen noch immer mit demselben spöttischen Ausdruck auf sich geheftet zu sehen.

„Ich bitte“, sagte er ein wenig stotternd,

„mir zu glauben, Madame, daß mir nichts angenehmer sein konnte, als die Mittheilung, welche mein Freund mir machte, ich dürfe mich Ihnen vorstellen, um Nachrichten von ..."

„Ah — Ihr Freund!" fiel hier Helene ein, „mit dem uns der Zufall so gefällig zusammenführte; wollen Sie uns nicht sagen, wer er ist?"

„Ein außerordentlich liebenswürdiger und gebildeter junger Mann!" sagte die Mutter.

„Von einem ganz seltenen Geist und merkwürdigen Wissen!" fügte die Tochter in begeistertem Tone hinzu.

„Ich freue mich dieser glänzenden Anerkennung, welche mein Freund bei Ihnen findet", antwortete Wolfgang nicht ganz ohne eine eifersüchtige Wallung.

„Und er heißt?" fragte die Tochter, die von dem Gegenstande nicht loskommen zu können schien.

„Er heißt — Doctor Weber und ist Lehrer am Gymnasium hier", versetzte Wolfgang erröthend und hastig.

„Kommen wir zur Sache“, fuhr die Mutter fort. „Ich bin, wie ich sagte, eine alte Bekannte des Herrn Didier in Paris . . . jetzt in Boissy bei Paris; ich habe ihn dort vor einigen Wochen gesprochen und er hat mir seinen Kummer geklagt und all seine Sorge um seine Tochter ausgesprochen. Bei diesem Kummer, dieser Sorge spielen leider Sie, mein Herr, eine Rolle; ich stand damals im Begriffe, hierher nach Deutschland zu reisen; daß es mich drängte, bei dieser Gelegenheit etwas für meinen alten Freund und Louise, die Freundin meiner Tochter, zu thun, wird Ihnen nur natürlich erscheinen — nicht wahr, Sie nehmen das einer wohlmeinenden Freundin nicht übel? — Monsieur Didier hat bei mir Ihren Lobredner in einer Weise gemacht, daß ich desto weniger anstehen konnte, meinem Wunsche, Sie selbst zu sprechen, nachzugeben — so haben Sie die Erklärung dessen, was ich Ihnen durch Ihren Freund den Herrn . . . wie nannten Sie ihn? . . . sagen ließ, und auch die Erklärung der unver-

blümten Offenheit dessen, was ich Ihnen selbst sagen möchte!“

„Und für die ich Ihnen jedenfalls in hohem Grade dankbar sein werde, Madame“, fiel Wolfgang ein.

„Wohl denn — um es kurz und gut heraus zu sagen, um was es sich handelt: Diese arme Louise liebt Sie, und Monsieur Didier ist überzeugt, daß Sie sie wieder lieben, daß Sie im Begriffe standen, um ihre Hand zu werben und daß Sie im Augenblick sich zu erklären, hiervon nur durch ein äußeres Ereigniß zurückgehalten werden; daß dies Ereigniß allein Sie veranlaßt hat, plötzlich von Paris abzureisen, Louise zu verlassen und — dem Anscheine nach ihr untreu zu werden. Er hat in diskreter Weise Nachforschungen nach diesem Ereigniß angestellt und erfahren, daß es der Verlust Ihres Vermögens, der Untergang des Geschäfts Ihres Vaters sein dürfte. Diese Thatsache hat Sie in seinen Augen völlig gerechtfertigt. Eine solche Veränderung der Lage mußte

Sie zur Aufgabe aller Ihrer Absichten, Ihrer Hoffnungen zwingen. Ein Franzose gewöhnlichen Schlages würde nicht daran denken, die Tochter, der er eine sehr bedeutende Mitgift geben kann, mit einem vermögenslosen Ausländer zu verheirathen; und so kann Sie die rasche Einsicht, welche Sie zeigten, die Einsicht, daß Ihre Gefühle den Umständen sich unterwerfen mußten, in seinen Augen nur ehren. — Leider aber sind Louisens Gefühle tieferer und leidenschaftlicher Natur; sie ist so erschüttert worden durch Ihre rasche Abreise, daß Sie krank geworden, und nur schwer sich erholt hat. Herr Didier, der ohnehin vorhatte, sich aus den Geschäften zurückzuziehen, hat dies beschleunigt; er hat sich eine Villa in Boissy bei Paris gekauft und sie bezogen, um Louise in der Landluft und in einer anderen Umgebung Kräftigung ihrer Gesundheit und Zerstreuung finden zu lassen. Louise ist auch genesen, sie ist eine gesunde kräftige Natur und wird Ihretwegen hoffentlich nicht an gebrochenem Herzen

sterben. Aber Herrn Didier entgeht nicht, daß sie sich nicht glücklich fühlt; er hat jedoch nichts auf Erden, an dem sein Herz hinge, wie sein Kind; sie nicht glücklich zu sehen, ist ihm unerträglich, seine Hoffnung, daß Louise Sie vergessen werde, hat sich bis jetzt nicht erfüllt, ihre Neigung, scheint es, ist stärker statt schwächer geworden — und deshalb ist er entschlossen, wenn Sie sich zu Louisen zurückwendeten, in dem Mangel jeglichen Vermögens, ja auch jeder nahen Aussicht auf eine einträgliche Stellung kein Hinderniß zu sehen, um Ihnen freudig seine Einwilligung zu geben. Nach Allem, was ich über Sie von Herrn Didier gehört, kann ich annehmen, daß dies eine Mittheilung ist, welche Sie mit großer Freude erfüllt . . . trotzdem, sehen Sie ein, war es Herrn Didier nicht möglich, es selbst Ihnen kund zu thun; es mußte sich schon eine Mittelsperson finden, die mit der nöthigen Theilnahme für Louise Didier's Schicksal den Muth verband, in einer so zarten Angelegenheit eine Rolle zu

übernehmen — und da meine Tochter und ich diese Theilnahme in hohem Grade hegen, da Frauen auch selten der Muth fehlt, sich um einer guten Sache willen über Bedenken und Skrupel untergeordneter Natur hinwegzusetzen, so — nun, so habe ich Sie zu uns gebeten und diese kleine Rede gehalten, der ich nichts hinzuzusetzen brauche."

Die alte Dame legte sich gutmüthig lächelnd in ihren Stuhl zurück und glättete einige Falten ihrer schwarzseidenen Robe, indem sie mit einer auffallend schmalen und kindlichen Hand darüber strich.

Wolfgang hatte nie mehr in seinem Leben gefühlt, daß er nicht zum Schauspieler geboren, als in diesem Augenblicke. Er mußte, wollte er in seiner Rolle bleiben, mit einem Ausdruck von jubelnder Freude auf diese Eröffnung antworten . . . und er brachte doch nichts hervor, als ein:

„Ah . . . das ist von Herrn Didier sehr schön, sehr edel gedacht!"

„In der That", versetzte die alte Dame;

„Sie sehen, er vertraut Ihnen ebensosehr, wie er um Louisens Glück besorgt ist! Es ist eine große Verpflichtung, die dies Vertrauen Ihnen auferlegt!“

„Eine sehr große Verpflichtung!“

„Was darf ich Herrn Didier schreiben . . . Sie können sich vorstellen, daß er in großer Spannung wegen des Schrittes ist, den ich im Einvernehmen mit ihm thue, und da er schon lange wohl in ängstlicher Sorge auf einen Brief von mir geharrt hat, bis es mir heute gelungen, Ihrer habhaft zu werden, so möchte ich ihm ohne Verzug eine Nachricht zukommen lassen . . .“

Auf Wolfgang's Gesicht trat ein Ausdruck von Verlegenheit, der sich durchaus nicht verkennen ließ. Durfte er durch eine rasche Zustimmung seinen Freund für immer verpflichten? Er konnte annehmen, daß Egbert diese Zustimmung genehmigen würde. Aber war er dessen denn ganz und durchaus sicher? Konnte Egbert nicht Bedenken und Hindernisse haben, die ihm aus seinem Ver-

hältnisse zu seinem Vater erwuchsen? Konnte er sich nicht bestimmen lassen, auf Louise Didier zu verzichten, da er ihretwegen hätte für immer Deutschland verlassen müssen? ... In der That, es wäre sehr leichtsinnig von Wolfgang gewesen, wenn er ja gesprochen, und sehr gefährlich, wenn er nein sprach — vielleicht hätte Egbert ihm Letzteres niemals vergeben!

„Und welche Antwort geben Sie?“ fragte jetzt das Fräulein mit den braunen Augen, ihn scharf ansehend.

„Es bedarf wohl keiner Frage“, fiel die alte Dame ein, „daß Sie mit freudigem Herzen zu Louisen zurückeilen und daß ich Sie ankündigen darf?“

„Wer weiß, Mutter“, bemerkte das Fräulein; „es sind Monate verflossen, seit Herr Egbert in Paris war und die Zeit bringt Wandlungen hervor, namentlich, sagt man, in Männerherzen. Hat doch Herr Egbert sich, wie mir scheint, in manchem Anderen verändert. Er ist viel größer und stärker

geworden, als Herr Didier ihn schilderte, und hat statt des dunkelblonden Haares tiefbraunes bekommen — vielleicht ist auch an seinem Herzen die Zeit nicht ohne eine große Wandlung vorübergegangen!“

Wolfgang sah sie erschrocken an; diese Bemerkungen über seine Gestalt, die Farbe seines Haares, im Munde einer jungen Dame, welche ihn zum ersten Male in ihrem Leben sah, war etwas, das ihm geradezu sagte: Du bist verrathen. Sie hätte von diesen Dingen nicht geredet ohne die Absicht, es ihm kund zu thun, daß sie seine Maske durchschaue. Fräulein Louise Didier mußte ihrer Freundin Egbert's Aeußeres außerordentlich genau beschrieben haben, oder, was noch wahrscheinlicher, diese hatte Wolfgang wirklich als den dichtenden Offizier von heute morgen wieder erkannt, für so unmöglich er es auch erklärt! Wolfgang athmete tief auf, sah die triumphirend ihn anblickende Helene einen Augenblick beklommen an — dann warf er plötzlich erröthend und sich fassend den Kopf zurück und sagte sehr muthig,

fast muthwillig in die braunen Augen schauend, die ihn so durchdringend anblickten:

„Aber, mein gnädiges Fräulein, Sie können unmöglich Erfahrungen über Wandlungen in den Männerherzen gemacht haben, und so finde ich Sie ein wenig ungerecht. Würden Sie es nicht vorziehen, lieber als einen solchen Vorwurf auszusprechen, an die Treue der Männerherzen zu glauben und meine Zurückhaltung, kombinirt mit meiner größeren Gestalt und meinem tiefbraunen Haar, mit der Annahme zu erklären, daß ich Egbert Rutland gar nicht sei?“

„Das habe ich längst gethan“, antwortete sie scharf.

„Wie, Sie sind nicht Herr Egbert?“ rief die alte Dame aus.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau“, erwiederte Wolfgang, „wenn ich bis jetzt aufschob, Ihnen diese Erklärung zu machen . . . es ist das sehr unrecht von mir, unverzeihlich, wenn Sie wollen — aber Ihre Fräulein Tochter hat vollkommen

Recht. Ich heiße Wolfgang v. Torck und bin Offizier, in dieser Stadt in Garnison. Ich bin der beste Freund Egbert's. Egbert ist eine scheue Natur, wie alle Gemüthsmenschen, und die aufregenden Nachrichten, welche ihn hier erwarteten, entgegenzunehmen, bin ich statt seiner gegangen ... Ihr Diener hat, ohne mich nach meinem Namen zu fragen, mich als Herr Egbert angemeldet; ich habe versäumt, im richtigen Augenblick zu protestiren . . . und beschämt bitte ich, daß Sie mir dies Quiproquo verzeihen."

Die alte Dame sah ihn äußerst verwundert an.

„Sie hätten uns das doch sagen sollen, mein Herr!" sagte sie dann.

„Gewiß ... aber ..." antwortete Wolfgang, sehr bedeutungsvoll Helenen anblickend — „man thut im Leben nicht immer, was man soll, weil es Augenblicke gibt, in denen man etwas von seinem geistigen Gleichgewicht verliert ... darüber entschlüpft uns der passende Moment, und so geräth man in eine Situation, worin man am Ende

nichts thun kann, als um Verzeihung bitten — und in einer solchen sehen Sie eben mich! Um mir diese Verzeihung zu verdienen, bin ich zu jeder Buße bereit."

Auf die ältere Dame schien dies Bekenntniß einen unangenehmen Eindruck zu machen; ihre Züge erhellten sich nicht. Die jüngere freute sich offenbar ihres Triumphes. Sie sagte mit einem malitiösen Lächeln:

„Wenn wir Ihnen verzeihten, uns so getäuscht zu haben, wird Herr Egbert uns verzeihen, sein Geheimniß so rückhaltslos einem Dritten mitgetheilt zu haben?"

„Sie glauben mir nicht, daß Egbert mein bester Freund ist und daß er mich zu Ihnen gesandt hat?"

„Ich glaube", sagte sie mit spöttischem Lächeln, „daß Sie — ein Dichter sind . . . Sie mögen selbst beurtheilen, ob dies Ihre Glaubwürdigkeit erhöht!"

„In der That", rief Wolfgang, bei dieser An=

spielung auf ihre frühere Begegnung, in welcher doch eine Freundlichkeit lag, sich sehr erleichtert fühlend; „Sie bringen mich mitleidlos in die Enge, mein gnädiges Fräulein, und das sollte . . . da Sie mich einen Dichter nennen . . . Ein Künstler nicht den andern, die Musik die Dichtung nicht; der Dichtung ist es so sehr zu verzeihen, wenn sie der Musik nachgeht, sich dieser zu nähern und ihre Huld zu gewinnen sucht — denn die Musik gibt ja der Dichtung erst Leben und Schwung; diese sehnt sich deshalb nach der Musik, sie ist nichts ohne sie . . .“

Helene erröthete. Dieser Ton, vielleicht die Art und Weise, wie Wolfgang die ganze Situation leicht und keck nahm, mochten ihr die Lust nehmen, ihren Triumph weiter zu verfolgen. Die alte Dame sprach noch immer kein Wort. Wolfgang fühlte, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als sich zu erheben und zu gehen.

„Ich hoffe“, sagte er aufstehend, „wenn ich meinem Freunde Alles mitgetheilt habe, was Sie

mir für ihn anzuvertrauen die Güte hatten, wird er sich selbst Ihnen vorstellen, um Ihnen für Ihre Theilnahme an seinem Schicksale zu danken, und um mir Ihre Verzeihung auszuwirken. Vielleicht wird ihm dies leichter, da er bei Ihnen das Anrecht einer schon gemachten Bekanntschaft geltend machen kann — er war Ihr Führer oben auf der Festung, wo ihn das Orgelspiel des gnädigen Fräuleins in einer Weise bezauberte, für die er mir gegenüber kaum Worte fand."

„Ah!" riefen die beiden Damen wie aus einem Munde, „er war es selbst?"

„Sie sehen", versetzte Wolfgang, „mein Verbrechen, wenn es eines war, ist nicht ohne Vorgang. Auch er hatte sich Ihnen nicht genannt — und so scheide ich in der Hoffnung, daß er als mein Fürsprecher Sie nicht unversöhnlich finden wird!"

„O nein, gewiß nicht", sagte Helene, „wenn er selbst Sie zu uns sandte . . ."

„So gewißlich, daß ich ihn draußen erwarten

darf — in einer Spannung, die mich zwingt, mich zu empfehlen, um ihn nicht länger ihr zur Beute zu lassen!"

Wolfgang verbeugte sich — wie die alte Dame seinen Abschiedsgruß erwiederte, nahm er nicht wahr — er sah nur mit einem Blick noch das Erröthen Helenens, als sie seine Verbeugung sehr förmlich, aber nicht unfreundlich erwiederte. Im nächsten Augenblicke stand er draußen.

Der Diener im schwarzen Frack begleitete ihn stumm den Garten hinab, um ihm das Gitterthor zu öffnen. Auf der Chaussee angekommen, sah er von weitem Egbert, der ihm entgegeneilte.

Als sie sich erreichten, hatte auch Egbert hastig schon seine Frage gerufen: „Nun, Du hast sie gesprochen? Um was handelt es sich?"

„Ich habe sie gesprochen — in der That, Deine Damen. In einen schönen Sumpf bin ich gerathen, in eine für Deinen Freund außerordentlich vortheilhafte und glänzende Situation . . . ich habe mich als Nicht-Egbert demaskiren müssen,

ich habe vor ihnen gestanden wie ein ertappter Schulbube, wie ein begossener Pudel — und dies Mädchen hat meine Situation ausgebeutet, um mich grausam zu demüthigen — und was das Schlimmste ist, ich habe dabei immer nur ihre Schönheit, den wunderbaren Reiz bewundern können, der . . ."

„Aber ich bitte Dich, so sprich doch, was Sie mir von Louise Didier mitzutheilen hatte?"

„Was Du Dir mit einiger Phantasie selbst hättest denken können. Louise Didier ist das Herz gebrochen über Deine Treulosigkeit. Vater Didier hat darüber seinen unparteiischen Papierhandel aufgegeben und ist mit seinem verlassenen Töchterlein nach Boissy bei Paris aufs Land gezogen; und jetzt läßt er Dir durch den Mund jener alten Dame, die sich seine Freundin nennt, verkünden, daß Du, um der Glücklichste aller Sterblichen zu werden, nur zu kommen brauchst, weil Vater Didier Dir huldvoll verzeihen will, daß Du sans sou ni maille, wie sie das nennen, bist!"

„Ah . . .“ rief Egbert aus, „Du sprichst die Wahrheit?“

„Die volle Wahrheit — nur abgekürzt!“

„So möcht' ich, ohne in die Stadt zurückzukehren, vorwärtsschreiten über diese blauen Berge da vor uns, hinter denen Paris liegt!“

„Wohl nicht ganz genau in dieser Richtung“, erwiederte Wolfgang; „es wird besser sein, wir kehren erst zur Stadt zurück und studiren den Weg auf der Karte, ehe Du ihn antrittst.“

Egbert stand hochaufathmend in Gedanken verloren. Wolfgang schob seinen Arm in den seinen und zog ihn fort.

„Ach, die Stadt!“ seufzte Egbert; „was gäb' ich darum, ich hätte sie erst im Rücken!“

Wolfgang achtete auf diesen Stoßseufzer und seines Freundes furchtbare innere Erregung nicht. Er hatte das Herz viel zu voll von seinem Abenteuer, um nicht sein ganzes Erlebniß jetzt Egbert mit allen Einzelheiten zu schildern.

Während er so, im Innern weit mehr zer-

knirscht über die wenig glänzende Rolle, die er gespielt, als er Egbert gestehen wollte, in übermüthigem Tone darüber scherzte, ahnte er selbst nicht, wie tief sich seinem Herzen die braunen Augen und die schöne Gestalt des jungen Mädchens eingeschrieben hatten; er fühlte in diesem Augenblicke nur etwas wie eine stachelnde Herausforderung in sich, für die Demüthigung, die er von ihr erlitten, Revanche zu nehmen!

Viertes Kapitel.

Im Pfandbesitz.

Zwei Stunden später saß Egbert auf seinem Redaktionszimmer. Er arbeitete mit dem Rothstift in den Zeitungen, die vor ihm auf seinem Schreibtisch lagen, und über deren Spalten flüchtig seine Blicke glitten. Die Arbeit mußte gemacht werden, und doch war es ihm fast unerträglich, in seiner jetzigen Stimmung, sie zu thun. Die Gedanken, die alle, alle nur den einen Weg in die Ferne, gen Westen ziehen wollten, an diese Spalten voll unerheblicher Nachrichten und hundertfach wiedergekäuter Dinge fesseln zu müssen! Die Blätter, in welchen er mit dem Rothstift Anzeichnungen gemacht, Briefe, in denen er schonungslos mit der streichenden Feder gewüthet, warf er

auf den Boden — das Publikum seiner Zeitung ahnte nicht, wie unceremoniell ihm seine geistige Nahrung zugeworfen wurde, und welch schmutzige Hände des Druckerbuben, der sie da aufraffte, um sie in die Druckerei zu tragen, sie ihm servirten! Ein Bote vom Telegraphenamt kam und brachte eine Depesche. Egbert öffnete sie, korrigirte ein paar Ausdrücke darin und warf sie ebenfalls auf den Boden. Als nach wenigen Augenblicken seine Thüre sich nochmals öffnete, hatte er den Inhalt bereits vergessen, so wenig waren heute seine Gedanken bei dieser Arbeit.

Es war ein Mann in den „besten Jahren“, mit noch ganz schwarzem wohlfrisirtem Haar, einem rothen, aber nicht unschönen Gesicht und einer zur Wohlbeleibtheit neigenden Gestalt, der eingetreten. Er war sehr elegant gekleidet, in hellen Beinkleidern, einer weißen Weste, einem dunkelgrünen Jacquet und einem blauen Shlips ... er konnte den Fünfzigen nahe sein, wenn man's schärfer nehmen wollte als ihm lieb sein

mochte; aber jedenfalls war es ein noch sehr jugendlich aussehender ältlicher Herr.

Er hatte nicht angeklopft und machte offenbar auch auf keine ceremoniöse Begrüßung Anspruch, sondern mit einem freundlichen Kopfnicken und einem kurzen: „Guten Tag, Egbert!“ warf er sich in einen Lehnstuhl, der am Fenster stand, hob an diesem die weiße Gardine von der untersten Scheibe auf, um einen spähenden Blick hindurch zu werfen... das Fenster ging in einen kleinen Hof, an dessen anderer Seite eine Fensterreihe den Einblick von drüben in das Redaktionszimmer gewährt hätte, wenn die Vorhänge nicht gewesen wären ... und dann sagte er:

„Hm ... Niemand drüben hinter den Blumen? Wohl ausgegangen, he?“

„Ich weiß es nicht“, versetzte Egbert trocken.

„Kann's mir denken. Du weißt nie, wo sie ist! Merkwürdige Jugend heute! Macht sich's merkwürdig bequem! Und die Mädchen, die

Weiber von heute lassen sich's so gefallen! Noch merkwürdiger! Hast Du Neues, Egbert?"

„Aber auch gar nichts, Vater."

„Nicht? Dort liegt ein Telegramm. Was enthält es? Course?"

„Course? Nein ... ich entsinne mich wirklich nicht mehr."

Egbert's Vater erhob sich, um aus dem auf einem Nebentisch liegenden Etui eine Cigarre zu nehmen, entzündete sie, kam zurück und nachdem er das Telegramm vom Boden aufgehoben, nahm er bequem wieder in dem Lehnstuhl Platz. Dann zog er ein Lorgnon hervor, klemmte es ins Auge und las.

„Ah", sagte er, „das hast Du vergessen? Weißt Du, daß das eine sehr merkwürdige Nachricht ist? Die französische Kammer findet die Zurücknahme der Hohenzoller'schen Kandidatur nicht genügend! Da haben wir's — da haben wir's! War es doch gleich meine Idee! Hab' ich es nicht gesagt, den ganzen Spuk würde sich die Juno in den

Tuilerieen nimmermehr gefallen lassen? Wenn ihr alter dummer Jupiter jetzt nicht zu seinen Mitrailleusen-Blitzen greift und seine Donner rollen läßt, so ist er seines Lebens vor ihr nicht mehr sicher! Er muß, sag' ich Dir, er muß! Ein Hohenzoller, ein Ketzer König in ihrem Spanien, auf dem reinlichen Thron der tugendhaften Freundin Marfori's? Der bloße Gedanke hat den Vulkan ins Kochen gebracht. Du sollst sehen, Egbert, es gibt eine Eruption!"

„Er müßte sehr dumm sein, darüber mit uns Krieg anzufangen!" erwiederte Egbert achselzuckend.

„Er? Du meinst ihn? Dumm? — Nun wahrhaftig, er ist auch sehr dumm. Dieser große Oelgötze der politischen Kannegießer, das habe ich immer gesagt, ist ein äußerst beschränkter Kopf, ein Mensch, der sich einbildet, er könne in einer Welt, wie der heutigen, einen römischen Imperator spielen. Man muß sehr thöricht sein, sich in eine solche Idee zu verbeißen. Aber er hat sie einmal gefaßt; er hat das Stück angefangen, und nun

wird es auch endigen, wie in der alten Imperatorengeschichte; wir Deutschen werden, wenn er jetzt Krieg macht, seine Legionen schlagen, seine Prätorianer werden ihn vom Throne stürzen, und sein Römervolk wird uns tributpflichtig werden — so wird's kommen, Du kannst einen schönen Leitartikel darüber machen."

Egbert schüttelte, während sein Vater die Depesche wieder auf die Erde warf, den Kopf.

„Wer denkt jetzt an Krieg!" sagte er, indem er den Papierwust vor sich bei Seite schob und sich in seinen Stuhl zurücklegte. „Reden wir von anderen Dingen, Vater. Ich habe Dir eine Mittheilung zu machen."

„Ich höre, mein Sohn!"

Herr Rutland senior hob noch einmal den Fenstervorhang, um einen Blick hinüberzuwerfen; dann legte er sich nicht ohne Würde ebenfalls in seinen Lehnstuhl zurück, indem er sein Augenglas fallen ließ, und sah mit großem Wohlwollen seinen Sohn an.

„Du weißt, ich bin auf Deinen Ruf, Deinen ausdrücklichen Wunsch von Paris zurückgekommen", sagte dieser, „um hier in einen Beruf einzutreten, der mir, wie Du auch weißt, nicht zusagt . . . ich that es, weil ich nach Deinen Mittheilungen voraussetzte, Deine Lage sei derart, daß ich keinen Augenblick zögern dürfe, das erste Beste, was uns Beiden Brod gewähre, zu ergreifen."

„Du thatest es mit anerkennenswerther Pietät, mein Sohn", versetzte Herr Rutland gütig.

„Ich habe", fuhr Egbert fort, „mich hier zu meiner Freude bald überzeugen können, daß Deine Lage nicht so bedrängt sei. Deine Geschäftskenntnisse, Deine Gewandtheit im Verkehr mit den Menschen . . ."

„Und eine Fülle von Ideen, mein Sohn, sag': eine Fülle von Ideen, wenn Du mir gerecht werden willst; denn wahrhaftig, Egbert, ich habe den Kopf so voll Ideen, wie Körner in einer Kapsel voll Mohnsamen stecken — Ideen, auf die Andere in hundert Jahren nicht kommen — woran, meinst

Du, daß ich in diesem Augenblick denke? Ich denke, was man in Elsaß oder Lothringen, wenn wir es, im Falle von Krieg und Sieg, am Ende annektirten, durch den Absatz unserer leichten Moselweine, die dort völlig unbeachtet sind, verdienen könnte ..."

„Ich wollte, lieber Vater, Du dächtest an das, was ich Dir zu sagen habe, umsomehr, als für Deine leichten Moselweine sich dort noch kein dringendes Bedürfniß herausgestellt hat, wie Du selbst sagst!"

„Nun, so schieß' los! Du siehst, ich höre, mein Sohn!"

„Um's kurz zu machen, ich habe mich überzeugen können, daß Du meiner hier nicht bedarfst ... Du hast eine Dir zusagende Stellung in einem Seidengeschäft als Reisender gefunden, Du hast die Aussicht sogar, sobald Deine Verhältnisse ein wenig mehr geordnet und geklärt sind, Compagnon in diesem Geschäft zu werden —"

„Das hab' ich ... freilich ... nur noch ein

wenig Geduld — wenn die Forderung von Spellner und Söhne eingeht, und wenn der Prozeß wider Gontlacher gewonnen wird, dann . ."

„Wohl, wohl, also Du bedarfst meiner nicht; ich werde deshalb gehen und meine Studien wieder aufnehmen."

„Ah bah . . . Du wirst gehen? Wohin wirst Du gehen? Doch nicht gar wieder nach dem theuren Paris?"

„Nein, nach Boissy bei Paris."

„Boissy bei Paris? Kurioser Einfall! Und was wirst Du da machen?"

„Ich werde mich dort verheirathen."

„Verheirathen? Du Dich verheirathen? Das wird immer toller!"

„Ich habe das Herz einer jungen Dame in Paris gewonnen und liebe sie. Ihr Name ist Louise Didier. Du erinnerst Dich, daß ich bei einem Herrn Didier in Paris wohnte. Der Untergang Deines Geschäfts, meine Vermögenslosigkeit ließ mich darauf verzichten, um die Hand

des jungen Mädchens zu werben. Jetzt hat Herr Didier in edelmüthiger Weise selbst diese Hand mir angetragen — und ich werde gehen und ..."

„Ah, sieh mir doch!" rief Herr Rutland, hell aber sehr gezwungen auflachend ... „Du wirst gehen und Fräulein Louise Didier heirathen ... Die Einwilligung des Vaters braucht der Bräutigam in Frankreich wohl nicht?"

„Man wird sie dort wie hier bedürfen, obwohl das sehr gleichgültig ist. Ich habe nicht vor, einen solchen Schritt ohne Deine Einwilligung zu thun, und ich bitte Dich darum."

„Du bittest mich darum! Nun ja, Du bist ein guter Mensch, Egbert. Du hast meine Ideen nicht, freilich, meine Ideen hast Du nicht geerbt. Aber solide ... sehr! Du bist auch immer sehr folgsam gewesen. Nur wenn Du mir mit Deinen dummen religiösen Ueberspanntheiten kamst, hat es zuweilen Streit gegeben. Schopenhauer z. B. hast Du nie begriffen, der Renan hat Dich zum Mystiker gemacht."

„Ich erkenne an, Vater, daß Du aufgeklärter und gesinnungstüchtiger als ich bist.“

„Nun ja. Sonst sind wir mit einander so ziemlich ausgekommen. Werden's auch jetzt, denk' ich!“

„Gewiß. Mir Deine Einwilligung zu versagen, liegt kein Grund vor. Louise ist eine Perle von einem jungen Mädchen; Herr Didier ist ein sehr wohlhabender Mann; ich werde in den nächsten Jahren mich sorglos der Vorbereitung auf meine wissenschaftliche Laufbahn, die einzige, für die ich mich bestimmt fühle, widmen können, und werde, das fühle ich, sehr glücklich sein ...“

„Ah bah ... glücklich? Mit einer Französin zur Frau, angewiesen auf die Tasche eines Franzosen als Schwiegervaters, der heute in dieser, morgen in jener Laune sein kann ... schönes Glück das! Nein, nein, Egbert, in eine solche, Deiner unwürdige Lage kann ich als Vater Dich unmöglich gerathen sehen — unmöglich, unmöglich, mein Junge!“

„Ich erkenne die Güte, die in dieser Sorge um meine Stellung liegt, vollkommen an, lieber Vater; wenn ich Dir aber sage, daß ich auf diesem Wege gewiß bin, mein Glück zu finden, daß ich Louise leidenschaftlich liebe, daß meine Dankbarkeit für Herrn Didier's Verfahren mich auch um ein gutes Verhältniß zu ihm nicht angst sein läßt ...“

Herr Rutland hatte bis jetzt seinen Sohn mit dem Anschein der Sorglosigkeit und mit seiner gewöhnlichen, jugendlich geglätteten Miene angehört; jetzt sprang er auf, und im Zimmer auf- und niederschreitend, die Daumen im Aermelausschnitt seiner Weste, die Cigarre zwischen Zähnen und Lippen haltend, sagte er verdrossen:

„Dumme Geschichte das — verrückte Geschichte — schlag' sie Dir aus dem Kopf, Egbert — sprich mir von diesem vertrakten Einfall nicht mehr — denn wahrhaftig, es kann nichts daraus werden!“

„Ich bedauere, Vater, hierin ganz entschieden

anderer Meinung zu sein. Ich werde, sobald es mir gelungen ist, Jemanden zu finden, der hier mich ersetzt, nach Paris reisen ..."

„Du wirst es bleiben lassen!"

„Und Du", fuhr Egbert ruhig fort, „wirst mir Deine Einwilligung dazu geben."

„Niemals, niemals!"

„Vater", sagte Egbert sehr ernst — „ich habe diese Stellung eingenommen um Deinetwillen, ich habe gesehen, daß ich sie um Deinetwillen nicht festzuhalten brauche, und Du hast jetzt nicht den mindesten Grund mehr, meine Freiheit zu beschränken."

„Nicht den mindesten Grund mehr? Wie Du reden kannst!"

„Und welchen Grund hättest Du?"

Herr Rutland kaute ein wenig verlegen, wie es schien, an seiner Cigarre.

„Ich will Dich in meiner Nähe halten; welcher Vater will das nicht? Ich habe nicht Kind noch Kegel in der Welt außer Dir ..."

„Egbert sah überrascht zu ihm auf. Eine solche Gemüthsregung war ihm neu an seinem Vater.

„Wir sind sehr lange getrennt gewesen“, antwortete er mit einiger Bewegung im Ton der Stimme; „je eher es mir gelingt, mir ein Heim zu gründen, desto eher findest Du eine Stätte an einem häuslichen Herde unter den Deinen, sobald Dir das Alleinleben drückend wird.“

„Ah . . . ich bin der Rechte, mich so auf's Altentheil setzen zu lassen!“

„Wie Du willst“, sagte Egbert resignirt; „aber, um zum Ende zu kommen — Deine Einwilligung wirst Du mir geben.“

„Ich hab' Dir's gesagt — niemals!“

„Vater, ich bin kein Kind mehr! Laß uns nicht zu verdrießlichen Debatten kommen . . . Du hast keinen Grund zu Deiner Weigerung und . . .“

„Keinen Grund? Was weißt Du, was ich für Gründe habe . . .“

„Dann sprich sie aus . . . ich denke, so viel könnt' ich verlangen!"

„Nun, zum Teufel, so magst Du's wissen, weshalb Du hier auf Deinem Platz bleiben mußt, und nicht auf und davon nach Paris laufen kannst! Ich habe Dich hier der Frau Hellrich in Versatz gegeben."

„Was hast Du? In Versatz gegeben?!"

„So sagt' ich!"

Während Egbert seinen Vater mit einer Miene wahrhaft komischen Erstaunens ansah, setzte Herr Rutland senior sich wieder in seinen Lehnstuhl, brachte ruhig sein Lorgnon ans Auge, hob den Fenstervorhang, um, abermals fruchtlos, einen spähenden Blick auf die Fenster gegenüber zu werfen, und fuhr dann, nachdem er sein rechtes Bein über das linke geworfen und das Lorgnon fallen gelassen, zu Egbert gewendet fort:

„Ja, mein Junge, ich habe Dich in Versatz gegeben; und da ich kein Geld habe, Dich auszulösen, so wirst Du schon bleiben müssen!"

„Aber, ich bitte Dich ...“

„Du begreifst das nicht? Mein Gott, es war eine meiner Ideen . . . und ich meine, gar keine schlechte.“ — Herrn Rutland's Gesicht glänzte bei diesen Worten vor Vergnügen über seine Idee auf. — Ich schuldete dem seligen Hellrich dreitausend Thaler. Er hatte sie auf meinem Hause als Hypothek stehen. Bei meiner Liquidation mußte ich, um meinen Gläubigern anständige Procente bieten zu können, mein Haus in die Masse werfen. Ohne das hätten sie nimmer auf den Zopf des Akkords, den ich ihnen vorhielt, angebissen. Der gute Hellrich hatte freilich keine Lust, seine Hypothek aufzugeben — es war ein verdammt schlauer Jude, dieser theure Freund und allgemein verehrte Biedermann! Glücklicher Weise für mich starb er im richtigen Augenblick; die Wittwe ließ eher mit sich handeln. Frau Hellrich, sagte ich ihr, inmitten all' der Dinge, die auf Sie einstürzen, all' der Geschäfte, all' der Unternehmungen, welche Ihr Seliger begonnen hat,

sind Sie eine verlorene Frau, wenn Sie nicht einen Mann von ebenso viel Talent als Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit finden; einen Mann, der sich Ihrer annimmt, der insbesondere Ihr Blatt, den Mittelpunkt und die Grundlage Ihres Geschäftes, im richtigen Geist fortzuführen versteht. Sie bedürfen einen Geschäftsführer, der gescheut, redlich und rastlos thätig ist!"

„Frau Hellrich sah das vollkommen ein."

„Gewiß", antwortete sie lebhaft, mit ihrer anmuthigen, kindlichen Lebhaftigkeit, die wir an ihr kennen, deren Reiz Dir nicht entgangen sein wird, mein Junge, — „gewiß", antwortete sie, „die Noth um einen solchen Mann liegt ja wie eine beklemmende Last Tag und Nacht auf mir ..."

„Ich will sie von Ihnen nehmen, Frau Hellrich", fiel ich ein; „ich will dieser Noth ein Ende machen, und wir Beide werden ein gutes Geschäft dabei machen. Sie haben eine Hypothek auf meinem Hause von Ihrem Manne geerbt. Ziehen Sie die Hypothek zurück, lassen Sie sie

löschen, und als Sicherheit für Ihre dreitausend Thaler gebe ich Ihnen, bis ich sie zurückzahlen kann, meinen Sohn ins Geschäft! Das wäre ein Redacteur für Ihr Blatt — he, was meinen Sie? Sie wissen, wie die Artikel, die er aus Paris einige Male in Ihre Zeitung schrieb, gezogen, ja Furore gemacht haben ... er ist der Mann für Sie, Frau Hellrich, und mehr werth als ein altes Haus — wahrhaftig mehr werth! Sie kennen meinen Sohn, Sie haben ihn gesehen, als er vor zwei Jahren hier war ... ich brauche Ihnen nichts mehr über ihn zu sagen ... ein Mensch, wie er, hat nicht nöthig, herausgestrichen zu werden ... aber überlegen Sie sich die Sache, und sagen Sie mir, wie Sie darüber denken!"

„Frau Hellrich überlegte sich die Sache", fuhr Herr Rutland senior, nachdem er eine Pause gemacht hatte, um seine ausgegangene Cigarre neu zu entzünden, fort; „sie fand meine Idee außerordentlich, sie willigte ein, ihr Pfandrecht auf mein Haus aufzugeben und ich brachte

ihr Dich ... Da hast Du die ganze Geschichte! Hab' ich Unrecht, wenn ich sage, ich habe statt des alten Hauses Dich ihr als Pfand in Versatz gegeben? Statt einer Hypothek so zu sagen ein Faustpfand! Und Du, willst Du nun Lügen strafen, was ich ihr von Deiner Zuverlässigkeit, Deiner Gewissenhaftigkeit gesagt habe? Willst Du ihr untreu werden und mich ins Unglück stürzen? — Denn woher soll ich die dreitausend Thaler nehmen, um sie nachher zu entschädigen? Wird Dein Papa Didier sie vorschießen?"

Egbert hatte während alles dessen seinen Vater angestarrt, ohne eine Silbe zu sagen. Er war sehr bleich geworden. Auch jetzt antwortete er nicht.

Herrn Rutland schienen die auf ihm liegenden Blicke seines Sohnes nicht ganz behaglich. Er warf sich unruhig in seinem Sessel hin und her, blickte wieder neben der leise zurückgeschobenen Gardine her durch das Fenster, stieß die Asche von seiner Cigarre und blies endlich, sich lang aus-

streckend, den blauen Rauch philosophisch gegen die Zimmerdecke.

Egbert stand auf und trat an das andere Fenster; die stumme Pause verlängerte sich.

Sie schien Herrn Rutland drückend zu werden.

Er begann ein Liedchen zu summen, wobei er mit vorgebeugtem Oberkörper seine Elnbogen auf die Kniee stützte und aus der Vogelperspektive die Welthändel betrachtete, die in Zeitungen und Briefen abgespiegelt auf dem Boden vor ihm ausgebreitet lagen.

„Du kennst also den Stand der Dinge", hub er dann, nach einer Pause sich aufrichtend, wieder an; „siehst auch ein, daß Du, ohne mich zu blamiren und ins Pech zu reiten, nichts daran ändern kannst. Wenn es Dir übrigens zu peinlich ist, diesem Pariser Papa zu antworten, so laß mich das thun — ich werde das schon besorgen, daß Du zufrieden damit sein sollst; gib mir seinen Schreibebrief. Wo ist er?"

„Ich habe keinen Brief von ihm!“ versetzte Egbert tonlos.

„Aber Du sagtest doch ...“

„Er hat mir, was ich Dir andeutete, mündlich sagen lassen.“

„Mündlich? Und durch wen?“

Egbert widerstand es, seinem Vater in diesem Augenblicke über die ganze Sache weitere Aufklärung zu geben. Er schwieg. Aber Herrn Rutland senior entging man nicht. Er wiederholte seine Fragen.

„Hat er denn Freunde hier?“ sagte er. „Oder hat er gar einen Unterhändler geschickt? Es scheint ihm ja sehr am Herzen zu liegen, sein Töchterlein unter die Haube ...“

„Vater, ich bitte Dich sehr ernstlich ...“

„Um was? Wenn Du mir nicht antwortest, Egbert, komme ich auf die Idee, Du schwindelst mir etwas vor, um Dein Ausbrechen aus der Bahn zu motiviren!“

„Es sind ein Paar fremde Damen, durch

welche mir die Mittheilung in Herrn Didier's Auftrage gemacht ist."

„Ein Paar fremde Damen — ah, und wer sind sie?"

„Sie kommen aus Frankreich und sind mit der Familie Didier befreundet."

„So, so! Und sind sie ganz besonders zu dem Zwecke, Dir diese Mittheilung zu machen, gekommen?"

„Schwerlich", versetzte Egbert, „sie werden gekommen sein, um am Rhein die Sommermonate zuzubringen; sie haben eine kleine leerstehende Villa gemiethet, draußen an der Chaussee nach T."

„An der Chaussee nach T. Ah — doch nicht die letzte, links?"

„Eben die."

„I, nun sieh mir doch ... diese Damen?"

„Was überrascht Dich dabei?"

„Zum Henker, sehr viel! Zumeist Deine Leichtgläubigkeit! Egbert, Egbert, ich bitte Dich, in diese Schlinge wolltest Du gehen?"

„In diese Schlinge? in welche Schlinge?“

„Naiver Jüngling! Weißt Du, wer die Damen sind?“

„Ich habe nach ihren Pässen nicht gefragt.“

„Aber ich, ich habe es, und das zu Deinem Glücke! Du weißt, ich habe ein Auge für weibliche Schönheit — es ist so ein wenig immer mein Faible gewesen, die Begeisterung für ein schönes Gesicht — und die Jüngere dieser beiden Damen, denen ich auf meinen Gängen mehr als einmal begegnet bin — sie scheinen recht fleißig unsere Umgebungen in Augenschein zu nehmen — die Jüngere ist mir in hohem Grade aufgefallen; sehr hübsch — wahrhaftig, sehr; ich habe also meinen Freund Polizeirath nach ihnen gefragt, sobald ich ihn im Casino getroffen — Du weißt, unsere Polizei hat just jetzt die Augen offen. Wir haben unseren geliebten Landesvater drei Stunden von hier im Bade; in solcher Zeit strömt allerlei Volks und verdächtige Kunden hier zusammen, und für die Polizei heißt es da, die hundert Argusaugen

aufzuthun, von denen in gewöhnlichen Zeiten neunundneunzig schlafen und . . ."

„Und was hat der Polizeirath Dir gesagt?" rief Egbert ungeduldig aus.

„Was er mir gesagt hat, das will ich Dir durchaus nicht vorenthalten. Er hat mir gesagt, diese Damen seien Abenteuerinnen, es seien orleanistische Emissäre, Agentinnen, sie hätten in Ems, woher sie gekommen, versucht, zum König zu dringen und ihm ein Promemoria im Interesse ihrer Orleans zu überreichen — es sei ihnen aber nicht gelungen; die jüngere habe dann versucht, dort durch ihr Orgelspiel Aufsehen zu machen; sie habe ein Konzert geben wollen, aber der König habe sich mißbilligend darüber geäußert und so sei die Sache zu Wasser geworden."

Egbert sah während dieser Worte seinen Vater äußerst überrascht an.

„Und das hat Dir in der That der Polizeirath gesagt, ohne daß sich irgend etwas von Deinen „Ideen" hineinmischte?"

„Was haben meine Ideen damit zu thun? Ich versichere Dich ...“

„Aber es ist so unwahrscheinlich, daß, wenn eine Dame ein Konzert geben will, der König davon Notiz nimmt und es hintertreibt!“

„Unwahrscheinlich? Es ist gar nicht unwahrscheinlich. Der König hat sich an dem Namen der älteren Dame gestoßen, und sich deshalb wider sie geäußert.“

„An dem Namen? Wie ist das möglich? Wie heißt sie denn?“

„Sie heißt Frau von Gelldorf, geborene von Feuchères.“

„Und was ist Schlimmes an dem Namen?“

„Und das fragst Du — Du, ein Publizist, ein Mann, der die Geschichte am Schnürchen haben, der eigentlich Alles wissen muß — Du fragst, was Schlimmes an dem Namen von Feuchères sei?“

„Feuchères?“ wiederholte Egbert, sich über die Stirne fahrend ... „der Name lautet mir

allerdings bekannt, aber ich weiß im Augenblick wirklich nicht wodurch?"

„Nun, so schlag den Namen im Conversations-lexikon auf, und wenn Du ihn da nicht findest, so such' so etwas wie Bourbon oder Conti oder Condé, oder wie diese französischen Nebenlinien hießen. Merkwürdig, wie wenig ihr jungen Leute von heut euch darum kümmert, was ein paar Jahre vor eurer Zeit geschehen . . . und welchen Lärmen hat doch damals diese Geschichte gemacht!"

„Der letzte Condé hing sich in seinem Schlosse . . . war es Chantilly? . . . am Fenster auf", sagte Egbert.

„Er sich? ... Nun ja, die Gerichte und die offiziellen Aerzte Louis Philipp's entschieden so — aber die ganze Welt war überzeugt, daß es anders zugegangen, daß die Freundin, die Gesellschafterin, Haushälterin des Alten, die Feuchères, ihn in die andere Welt befördert ..."

„Wenn die öffentliche Meinung darin Recht gehabt hätte", fiel Egbert ein, „so sehe ich nicht

ein, was diese Frau v. Gelldorf damit zu schaffen hat ... der Zufall, daß sie denselben Namen führt ..."

„Der Zufall, daß sie die Tochter der Mörderin ist, hat doch immer etwas sehr Fatales für sie, mein' ich!"

„Die Tochter? Ist sie das in der That?"

„Ich habe Dir meine Quelle genannt, meine offizielle Quelle; und daß diese Dame mit dem verhängnißvollen Namen jetzt als Agentin für die Orleans auftritt, das beweist, mein' ich, wieder ein wenig gegen sie!"

„Daß Sie als Agentin der Orleans auftritt?"

„Sicherlich; denn Niemand hat damals daran gedacht, daß das Bubenstück an dem armen alten Schwachkopf auf so zu sagen Privatrechnung begangen worden; alle Welt war überzeugt, daß der alte Fuchs mit dem Regenschirm, der menschenfreundliche Bürgerkönig, hinter der Sache stecke, wie er denn auch Frau v. Feuchères vor schlimmen Folgen der Geschichte gedeckt hat. Und jetzt, mein'

ich, sieht man es: es muß ein recht inniges Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen gewesen sein, so innig, daß es sich sogar auf die beiderseitigen Nachkommen vererbt hat ... die Tochter intriguirt für die Söhne!"

Egbert hatte sehr betroffen dies Alles angehört ... wenn er auch nur zu gut wußte, daß über alle möglichen öffentlichen wie privaten Verhältnisse sein Vater eine weit mehr ausgiebig fließende, als zuverlässige Quelle war. Was ihm beunruhigend einfiel, war nur, daß er ja auch in Paris gewisse Beziehungen des Herrn Didier mit den Orleans wahrgenommen!

Doch, mit einer raschen Handbewegung sich über die Stirne fahrend, sagte er:

„Am Ende mag dem Allen so sein, und Frau von Gelldorf, wie Du sie nennst, mag die Tochter einer Frau sein, die ein großes Verbrechen begangen haben soll, wie die jedenfalls damals sehr erhitzte und von Oppositionsjournalen — sie kümmern sich viel um die Wahrheit, französische Op-

positionsjournale! — aufgehetzte öffentliche Meinung behauptet hat; ich weiß jedoch nicht, was das mich angeht, und meinen Entschluß, mein künftiges Glück!"

„Mein Gott, Egbert, bist Du Monate lang Redakteur gewesen und noch so harmlos unschuldig, daß Du an den ganzen Schwindel dieser Botschaft von Deinem Herrn Didier glaubst?"

„Weshalb sollt' ich nicht?"

„Sancta simplicitas! Ein paar solche Damen werden sich viel um Deine Herzensgeschichten kümmern und so verdammt heikliche Botschaften übernehmen! Nein, glaub' mir, mein Sohn, daß etwas Anderes dahinter steckt!"

„Ich möchte wissen, was das sein könnte!"

„Leicht zu errathen! Verdammt leicht! Ich meine, Du könntest es, auch ohne meinen Kopf, ohne meine Ideen zu haben. Die Idee, daß sie nichts wollen, als mit Dir anknüpfen, sich Deiner an der schwachen Seite bemächtigen, um dann

Deine Zeitung für Ihre Angelegenheiten zu mißbrauchen, liegt die nicht verzweifelt nah, wie? Was ist für Leute solcher Art und die, welche hinter ihnen stehen, eine Zeitung, über die sie gebieten können, werth! Weißt Du das nicht selber so gut wie ich?"

Egbert wußte nicht, was er denken sollte. Es war möglich, daß sein Vater Recht hatte! Und doch wäre das für ihn ein solcher Jammer gewesen, jetzt, wo alle frohesten Lebenshoffnungen eben wieder in ihm aufgeblüht waren! Es wäre nicht zu ertragen, es wäre grauenhaft gewesen, jetzt plötzlich wieder auf all' dies Glück der Zukunft, auf das, warum allein es sich verlohnte zu leben, verzichten und sich nun in der schweren Pflugarbeit seines täglichen Berufs so weiter schleppen zu sollen, dieses Berufs, auf den ihm sein Vater vorhin ein so entsetzliches Licht geworfen hatte — ein demüthigendes, mit Widerwillen und tiefster Seelenempörung erfüllendes, wahrhaft niederschmetterndes Licht!

Er ging schweigend auf und ab; sein Vater beobachtete ihn, die erloschene Cigarre zwischen den Lippen, mit dem Daumen wieder im Aermelausschnitt der Weste. Herr Rutland liebte jedoch diese stummen Pausen nicht; seine Blicke nahmen dabei etwas Unstetes, Scheues, seine Minen etwas Gespanntes an; er liebte zu sprechen, zu lachen, er war am vergnügtesten, wenn er den Schall seiner eigenen Stimme hörte, deren Klang stets etwas eigenthümlich Befriedigendes für ihn zu haben schien.

„Nun“, sagte er nach einer Weile, „ich denke, mein Junge, ich habe Dich von Deinem Einfall kurirt? An Herrn Didier zu schreiben, ersparen wir uns jetzt ...“

„Du kannst überzeugt sein, daß ich, was Du mir gesagt hast, erwägen werde, lieber Vater“, versetzte Egbert; „was ich darnach thun werde, wirst Du erfahren — so lange lassen wir die Dinge, wie sie sind.“

„Le roi s'avisera, heißt es im Parlament

von England. Recht so, mein Sohn — stolz lieb' ich den Spanier! Uebrigens ... Frau Hellrich ist noch immer nicht an ihrem Fenster erschienen; und hier auf dieser Bude, unter all den Manuskripten, Unfehlbarkeitsbroschüren, Abhandlungen über die Rindviehseuche und Stößen von Liebesgedichten wird mir immer ganz beklommen zu Muthe; laß uns den Staub hinunterspülen irgendwo in einer schattigen Laube, wo wir muntere Leute finden ... eine der schönsten Einrichtungen unseres lieben Herrgotts ist, daß die Munterkeit ansteckender ist, als die Trübseligkeit — wenigstens hab' ich's immer so gefunden, und auf dieser Thatsache beruht ja auch die wohlthätige Institution der Weinstube und des öffentlichen Vergnügungslokals."

„Ich habe meine Abendausgabe nicht fertig, Vater", unterbrach ihn Egbert.

„Nun, so muß ich schon allein gehen", sagte Herr Rutland senior; „wenn Du folgen willst, so wirst Du, denk' ich, mich im Casinogarten

finden. Adieu, Egbert ... grüß' mir das Frauchen da drüben, wenn Du sie siehst."

„Adieu, Vater!"

Herr Rutland senior setzte seinen Cylinder ein wenig schief nach der linken Seite geneigt auf und ging.

Er ließ, während er eilte, sich den ansteckenden Wirkungen der Munterkeit hinzugeben, seinen Sohn in nicht zu beschreibender Stimmung zurück.

Diesem war, als legte sich das ganze Leben mit einer Schwere auf ihn, die ihn ersticken müsse. „Des Lebens ganzer Jammer faßt mich an!" flüsterte er, die Hände krampfhaft auf die Arme seines Sessels legend und zu Boden starrend.

Fünftes Kapitel.

Mondnachtgespräche.

Egbert wollte nichts thun, nichts beschließen, bevor er Wolfgang gesprochen. Es war jedoch merkwürdig, wie sich heute Alles verschworen zu haben schien, ihn nicht zum Ende seines Geschäfts und nicht zum Ausgehen kommen zu lassen. Der Faktor kam; der Mann war in Verzweiflung, er hatte anderthalb Spalten Material zu viel und wußte nicht, was er für eine spätere Nummer zurücksetzen sollte; einem Redakteur ist in solchen Fällen zu Muthe, wie einem Koch, dem man sagt, daß einer seiner Gänge nicht aufgetischt werden könne, weil nicht Schüsseln und Teller genug da seien. Egbert blieb heute sehr gleichgültig dabei. „Lassen Sie die Suppe weg", sagte er, „den Leitartikel, es ist doch nur eine schale Brühe!"

„Mein Himmel, aber der Leitartikel ist eine so schöne Auseinandersetzung, daß wir vertrauensvoll noch für viele Jahre auf Frieden bauen können ... das thut jedem Einzelnen von unseren Abonnenten ordentlich in der Seele wohl!“

„Nun, zum Henker, so lassen Sie das langweilige Feuilleton, den Roman fort.“

„Das Feuilleton? Unmöglich: wir sind gerade mitten in der spannendsten Scene — bei dem kleinen Geburtstagsfest im illuminirten Garten, wo ...“

„So machen Sie's, wie Sie wollen“, unterbrach ihn Egbert verdrossen, denn schon trat eine neue Störung in Gestalt zweier Herren ein, die sich ihm vorstellten und deren Dolch denn auch bald aus der Scheide fuhr. Egbert war das längst gewöhnt, jeden Fremden, der zu ihm kam, nach kurzer Zeit seinen Dolch in der Gestalt eines formidablen Manuskripts aus der Tasche hervorziehen und auf ihn zücken zu sehen — er mußte dann zu pariren suchen so gut er konnte,

um sie auf andere Weise, als durch das Versprechen, daß ihr Manuskript gedruckt werden solle, los zu werden. Diesmal waren es Leute, die nicht just zur schlimmsten Kategorie gehörten — die schlimmste bestand aus den Gatten schriftstellernder Damen und lyrischen Verehrern von Schauspielerinnen oder Sängerinnen — es waren diesmal zwei Herren, die wahrscheinlich in einer heiteren Laune beim Weine, in irgend einer kühlen Laube eines öffentlichen Gartens auf die kühne Idee gekommen waren, die Welt von ihren mancherlei Vertraktheiten und Verrücktheiten zu heilen und von Egbert verlangten, daß er ihnen in seiner Zeitung eine Rubrik unter dem Titel: „Oeffentlicher Unsinn" zu einem Feldzug wider die Vorurtheile und Lächerlichkeiten der menschlichen Gesellschaft eröffne.

„Jedes redliche und gesinnungstüchtige Organ der Presse führt ja diesen Kampf, den Sie als eine neue Idee betrachten, meine Herren!" warf ihnen Egbert ein.

„Wir geben Ihnen das zu“, antwortete Einer der Herren, der sich durch die Reinlichkeit seiner aus Papier gefertigten Wäsche auszeichnete; „aber nur so im Allgemeinen, im Großen und Ganzen. Daneben müßte, meinen wir, der Blödsinn im Speziellen und Einzelnen aufs Korn genommen und hingerichtet werden! Wozu feiert man zum Beispiel den heiligen Dreikönigstag und muß, hat man auch die dringendste Arbeit auf den Nägeln brennen, an dem Tage die Hände in den Schoß legen und gähnen, wenn man nicht ins Wirthshaus gehen will? Wer sind die heiligen Könige und was haben sie für die Welt gethan? — Wozu haut man alle Frühjahre in den Promenaden den Bäumen die schönsten Aeste ab, so daß sie alle an den amputirten Stellen krank und innerlich faul werden? Wozu haut man den Jagdhunden ein Stück vom Schwanze ab? Wozu zwingt man, durch eine verrückte Art ihn zu begrüßen, einen uns begegnenden arglosen Menschen, sich ebenfalls den Hut vom Kopfe zu reißen

und vielleicht, wenn er erhitzt ist, sich eine Erkältung zuzuziehen? Wozu bezahlt der Staat einen dicken, stupiden, zu nichts brauchbaren Menschen, wenn er den Titel Konsistorialrath hat? Warum macht man Verdauungsvisiten? Warum legt man, wenn man Jemand ehren will, von seinen Kleidungsstücken das geschmackloseste und lächerlichste, einen Frack und einen Cylinder an, um zu ihm zu gehen? Warum gibt man die Steuerzettel umsonst, und die Zeitung, die doch weit wichtiger für die Bildung der Leute ist, nicht? — Wir denken, dies Register läßt sich endlos vermehren, aber es mag hinreichen, um Ihnen zu zeigen, wie dringend nöthig es ist, dem Blödsinn den Krieg zu machen, der ..."

„Und glauben Sie damit einen Erfolg zu erreichen", sagte Egbert, „und die Welt zu einer absolut vernünftigen zu machen?"

„Nach und nach . . . weshalb nicht? Die Presse hat schon viel Unsinn aus den öffentlichen Einrichtungen fortgeschafft", antwortete der Andere

der beiden Herren, der einen sehr abgetragenen Filzhut in den Händen drehte.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen", entgegnete Egbert. „Ich will Sie beide als meine Mitarbeiter für die Rubrik „Blödsinn" aufnehmen, falls Sie einwilligen, Ihre Thätigkeit mit der Erörterung der Frage: „Warum versuchen so viele Leute die Welt zu verbessern, während sie sich selbst doch nicht belehren lassen wollen?" beginnen zu wollen."

Der Herr mit dem Filzhut sah den Herrn mit der papiernen Wäsche an; dieser blinzelte verschmitzt mit den Augen und deckte den Rückzug, den er mit einer leichten Verbeugung antrat, lachend mit den Worten:

„Und während Hegel doch gesagt hat: „Was ist, ist vernünftig!" Wir wollen darüber nachdenken, Herr Redakteur, und empfehlen uns Ihnen."

Egbert athmete, als sie gegangen waren, auf; es drängten sich ihm zu viele solcher seltsamen Kunden mit seltsamen Ideen, für welche sie seine

Spalten in Anspruch nahmen, auf, als daß ihn der Humor solcher Erscheinungen noch für den Zeitverlust, den sie verursachten, entschädigte. Es war ein wunderlicher Drang unter all diesen Menschen, in die Oeffentlichkeit zu kommen, ihre Namen gedruckt zu sehen, mit ihren Gedanken die Welt zu behelligen. Und mit welchen Gedanken, Vorschlägen, Plänen, Projekten! — —

Wer die Menschen nicht an dem erkennt, was sie glauben, der muß sie an dem erkennen lernen, was sie für den Papierkorb eines Redakteurs liefern! sagte Egbert einst zu Wolfgang.

Er hatte endlich sich losgemacht, den leichten Arbeitsrock mit einem hellen sommerlichen Kleide vertauscht und eilte davon, um Wolfgang's Wohnung aufzusuchen. Aber Wolfgang war nicht da; er war in einem dienstlichen Auftrage von seinem Kommandeur nach Ems gesandt. Es war sehr verdrießlich. Egbert wollte nichts thun, sich über nichts entschließen, bevor er mit dem Freunde gesprochen. Und Wolfgang, so sagte dessen Bursche,

würde wahrscheinlich erst morgen zurückkehren. Egbert entschloß sich, einen bald abgehenden Zug zu benützen und nach Ems zu fahren. Er konnte dort Wolfgang vielleicht auffinden — und jedenfalls die Abendstunden eben so gut in Ems zubringen als in seinen einsamen Zimmern. Am andern Morgen in der ersten Frühe konnte ihn alsdann ein Zug zurückbringen an seinen Arbeitstisch.

Nach kaum einer Stunde war er in dem von Fremden aller Nationen überfüllten Badeorte, über dessen stattlichstem Hotel eine königliche Flagge flatterte, als Zeichen, daß in diesem Jahre unter seinen Kurgästen ein mächtiger Monarch sei, der zahllose Menschen aus den verschiedensten Gründen und mit den verschiedensten Absichten, Plänen und Hoffnungen sich nachgezogen hatte. Das anmuthige grüne Flußthal umfaßte auf beschränktem Raum einen vollständigen Auszug der modernen Welt. Und diese Welt bestand, wenn anders die Oberfläche, die sie zeigte, der Reflex ihrer innern Vortrefflichkeit war, aus Herren, die alle vor-

nehm und edel, und aus Frauen, die alle schön und tugendhaft waren. Die Herren trugen Uniformen und dann sagten dies die silber- und goldglänzenden Epaulettes, die gestickten Krägen und goldenen Schnüre schon so deutlich, daß es ein Kind verstehen konnte; oder sie waren in Civil und dann sprachen es die rothen, gelben und weißen Bändchen in ihren Knopflöchern ebenso laut und deutlich aus, so daß gar kein denkbarer Widerspruch war. Die Frauen waren in Sammet und Seide und diese rauschte ordentlich von einer vornehmen, die Welt von sich abweisenden Tugend; einige, ja viele, schienen sich auch ganz über die gewöhnliche Alltagswelt hinausgeschwungen und einer idealeren angeschlossen zu haben, denn sie gingen in einem Kostüm umher, wie es die Alltagswelt nicht kennt — es war so viel phantastischer, kühner, aufgebauschter. Auf hohe Seelenflüge hätte es deuten können, wären die Psycheschwingen der breiten gewaltigen Schleifen zwischen den Schultern angesetzt gewesen und nicht

so viel tiefer. So aber sahen sie aus wie Japanesinnen halb und halb wie antike Griechinnen, mit dem vom Mäander umsäumten Obergewand. Es war eine sinnige Kombination des klassischen Geschmacks mit dem ostasiatischen; man dachte an die Götter Griechenlands und an den Buddhaismus dabei; und das war eben das Symbolische darin; wir sind heutzutage vielleicht alle halbe Griechen, halbe Buddhaisten.

Egbert drängte sich auf den Promenaden durch diese Gesellschaft, die der wunderschöne Sommerabend herausgelockt hatte. Er fand Wolfgang nirgends. Er ging in das Konversationshaus und sah dem Spiele zu. Man sah, alle diese edlen Menschen waren auch darin edel, sie schätzten das Geld und suchten so viel wie möglich zu gewinnen. Das Geld ist ein so großes Ding! Nur Menschen von unedlem Leichtsinn achten es nicht. Es kann Niemand groß werden, der es nicht ehrt . . . sie ehrten es Alle außerordentlich; es war eine andächtige Stille um den Tisch verbreitet,

nur der Priester des grünen Altars der Gottheit sprach laut die Weiheformeln: Faites votre jeu! und: Rien ne va plus!

Wolfgang war auch nicht unter den Spielenden. Egbert verließ den Saal und ging wieder in die Anlagen am Lahnufer hinaus. Dort setzte er sich auf eine lange Bank, die unter Kugelakazien stand, dem Flusse zugekehrt. Sinnend blickte er auf das Gewässer vor ihm, das rauschte und gurgelte. Es war, als ob Glöcklein läuteten oder Goldstücke klängen in dem Strömen des Wassers, wie es unaufhörlich an dem Pfahlwerk der Ufereinfassung anstieß; warf doch auch der Mond, der Egbert gegenüber über der tiefbeschatteten dunklen Bergwand stand, eine ganze Fluth lichten Goldes auf die dahinschießenden Wellen — vielleicht münzten da unten die Wasserfeien es zu Goldstücken aus und sandten es dann auf die grünen Tische drinnen im Speisesaal; war es nicht ganz feenhaft, wie hoch es da aufgethürmt lag? Und wie es in ganzen Haufen bald zum

Einen wanderte und bald der Andere es hatte, das war auch ganz nixenhaft und feenlaunenmäßig!

Zwei Männer kamen, von denen der Eine, der ältere, sich auf derselben Bank, auf der Egbert saß, niederließ, während der Andere, seiner Haltung nach weit jünger, denn das Gesicht konnte Egbert, weil er den Mond im Rücken hatte, nicht erkennen — vor Jenem stehen blieb, das rechte Bein über das linke schlagend und mit seinem Stock in den Kies vor seinen Füßen bohrend. Sie sprachen Französisch zusammen.

„Es ist immer eine kleine Grundlage!“ sagte der Aeltere . . . „Zehntausend Franken sind eine Grundlage, Polydore . . . Du kommst in Zug!“

„Und wenn ich sie morgen wieder verliere?“ versetzte unfreundlich der Jüngere, „Polydore“ Angeredete.

„So wirst Du sie übermorgen wieder gewinnen und das Doppelte dazu!“

„Es ist eine Chimäre!“

„Was, das Gold? Man sagt so!“

„Nein, die Hoffnung, was uns fehlt, zu gewinnen. Ich wollte, wir hätten einen sichereren Weg.“

„Weißt Du einen? Mit Deiner Geige etwa?“

„Und weshalb nicht mit meiner Geige? Der Affe mit dem großen Hunde, der hier die Promenaden unsicher macht, versteht nicht mehr von Musik als ich auch, und verdient Millionen.“

„Mag sein. Aber was er mehr versteht als Du, das ist arbeiten, arbeiten wie ein Pferd.“

„Wenn man Andere für sich arbeiten zu lassen versteht, ist es nicht mehr nöthig.“

„Was willst Du damit sagen? Verstehst Du es?“

„Ich möchte es versuchen, Vater. Ich möchte sie für uns arbeiten lassen.“

„Sie? Wen sie?“

„Nun sie ... sie mit ihrem virtuosen Orgelspiel.“

„Ah ... das soll ein Witz sein?“

„Es wäre ein Witz, wie er nicht besser erdacht werden könnte, wenn wir so gewitzigt wären, sie dazu zu bewegen."

Der ältere Mann zuckte die Achseln. Egbert, der bisher das ganze so ungenirt geführte Gespräch — freilich mochten die beiden Männer die Vorstellung haben, daß ihr Französisch von dem jungen Manne in ihrer Nachbarschaft nicht verstanden werde — nur mit halber Theilnahme überhört, hatte sich eben angeschickt zu gehen. Die Worte „virtuoses Orgelspiel" ließen ihn natürlich jetzt aufs Gespannteste aufhorchen.

„Hältst Du es für so ganz unmöglich zu erreichen, mon cher gouverneur?" fuhr der Jüngere fort. „Mein Ruf als Geiger ist nicht so verächtlich, daß es eine Schande für sie wäre, mit mir zusammen eine Kunstreise zu machen. Freilich für die Konzerte, welche wir gäben, würde der Hauptmagnet ihr Spiel, ihre Schönheit und die Seltsamkeit des Instruments für eine Frau sein. Die Kasse würde sie füllen. Und ich denke,

es würde sich bald so viel zusammenaddiren, daß diese verfluchte Bude in Boissy damit bezahlt wäre."

In Boissy . . .? Wenn Egbert bisher nicht hoch aufgehorcht, so that er es jetzt.

„Ach", sagte der ältere Herr — „ich antworte Dir mit Deinem Wort: es ist eine Chimäre!"

Der Jüngere bohrte heftiger in den Kies.

„Wenn ich sie heirathete", sagte er plötzlich den Kopf aufwerfend, und wie aufmerksam eine vom Mondlicht umsäumte Wolke am Nachthimmel betrachtend, „so wären unsere Interessen dieselben. Wir brauchten nicht mehr ihren Schritten zu folgen, ihre Handlungen zu überwachen und dem, was sie zu thun vorhaben, möglichst viel Hindernisse in den Weg zu schieben."

„Wenn Du sie heirathetest?"

„So sagt' ich."

„Kapitale Idee das!" antwortete spöttisch der ältere Herr, indem er sich zurücklegte, ausspie und die Hände in beide Taschen seiner Beinkleider

schob — der Mann mußte französischer Soldat gewesen sein, es war eine Bewegung der Gewohnheit, wie sie nur der Träger des berühmten krapprothen Kleidungsstücks annimmt.

„Auf diese Karte würde ich nicht setzen, Polydore!“ fuhr er gelassen dabei fort.

„Weshalb nicht? Weshalb sollt' ich nicht einen Versuch damit machen? — Sie gefällt mir. Sie ist merkwürdig schön. Sie hat sehr schöne Augen. Es würde sich in Paris viel erreichen lassen à cause de ses beaux yeux. Als ich sie nämlich hier sah, kam mir die Idee!“

„Die verrückter ist als alle anderen. Sie wird keinen armen Teufel von Geiger heirathen, und am wenigsten, wenn er Brien heißt.“

„Das Armer-Teufel-sein schadet in den Augen der Weiber nie, und Julie hat Romeo geliebt, obwohl er Montecchi hieß.“

Der ältere Herr schüttelte den Kopf. Das hielt den jüngeren nicht ab, mit großer Seelenruhe zu sagen:

„Ich will zu ihr gehen, morgen.“

Der Vater schwieg eine Weile.

„Willst Du Deine veine noch einmal versuchen heute Abend, oder sollen wir heimgehen?“ fragte er dann.

Polydore Brien zog ein Etui hervor und nahm eine Cigarre heraus, um sie zu entzünden. Ohne auf seines Vaters Frage zu antworten, sagte er darauf:

„Wenn ich nur wüßte, was sie sich mit dem Geheimen Cabinetsrath zu schaffen gemacht haben! Und ob er sie selbst empfangen hat oder nicht?“

„Weiß Gott“, versetzte der Vater, „welche Angelegenheit sie dazu getrieben hat — vielleicht hat der verstorbene Baron Gelldorf, der ja dahinten aus dem Osten oder Norden stammte, Ansprüche oder Interessen hinterlassen, die sie verfechten wollte; in unserer Angelegenheit kann sie die preußische Regierung nicht belästigen wollen.“

Polydore zog bedächtig einige Wolken aus seiner Cigarre und blies sie über seines Vaters

Kopf fort. Dann, sich neben diesen setzend, sagte er:

„Bis Du dessen so sicher? Ich denke, es wäre nicht unmöglich, daß sie ein wenig in Zukunftspolitik machten.“

„Freilich, die Weiber kombiniren schnell und sind aufdringlich!“ versetzte der Vater Polydore's. „Aber sie werden nicht so dumm sein, zu glauben, daß eine Wendung der Dinge möglich sei, die den eisernen Grafen und ihre alten Gönner, die Orleans, in Beziehungen brächte.“

„Bist Du dessen auch so sicher, Gouverneur?“

„So sicher, wie ich das Licht dort aus dem Arbeitszimmer des alten Herrn herüberschimmern sehe und weiß, daß er sorgen- und angsterfüllt jetzt auf- und abschreitet, weil er die Flügelschläge der Sturmvögel hört, die in den letzten Tagen um ihn auftauchten.“

„Du meinst den König?“

Der Gouverneur antwortete nicht.

„Der König ist vielleicht besseren Muthes“,

fuhr Polydore fort, „als der unglückliche alte Mensch in den Tuilericen, der nicht weiß, was er thut."

„Nicht weiß, was er thut? Er läßt die französischen Adler fliegen", fiel stolz und lauter der ‚Gouverneur' ein; — „wenn man dem Falken zum Stoß auf den Reiher die Kappe abnimmt, so weiß man, was erfolgt."

„Du nimmst die Sache sehr poetisch, Gouverneur. Der Reiher hat einen langen Schnabel . . ."

„Poetisch? Nun ja, das ist's eben; wenn Frankreich sich erhebt, so wird es immer eine Sache voll Poesie. Seine Kriege, seine Feldzüge sind Heldengedichte . . ."

„Voll Mythologie!" sagte Polydore ... „ich fürchte, auch in unsere Pläne schleicht sich zu viel Mythologie ein, und wenn es zum Schlagen kommt, werden uns die alten Götter, die sich in der Henriade breit machen, nicht viel helfen! Wenn ich Unrecht habe, tant mieux!"

Der Gouverneur sprach etwas aus, was wie

ein Fluch lautete, den er auf alle Feinde Frankreichs wetterte.

Der junge Mann stand auf; er nahm den Stock, den er neben sich auf die Bank gelegt, führte damit ein paar Hiebe in die Luft und sagte:

„Komm', vieux Chauvin, der Du bist. Wenn mir jetzt der Affe mit dem großen Hunde begegnete, möchte ich gleich versuchen, wer oben bleibt, der Franzose oder der Deutsche."

„Kindischer Brodneid", antwortete der Gouverneur sich erhebend. „Du solltest an unsere Sache denken!"

„Ich denke daran und werde daran denken; wir werden sehen, was wir morgen an der Bank ausrichten; ich habe nicht länger Geduld, auf die Chancen, die immer ausbleiben, zu warten; wenn es morgen nicht glückt, so reisen wir übermorgen ihnen nach, und es müßte sich der Teufel hineinmischen, wenn es uns nach dem Unglück im Spiel in der Liebe nicht glücken sollte!"

„Korrupte Idee!“ sagte der Gouverneur und damit gingen sie langsam davon.

Egbert erhob sich in eigenthümlicher Erregung... was er da Alles angehört und was so viele Räthsel enthielt, die freilich ganz geeignet gewesen wären, Wolfgang zu foltern, hatte doch für ihn die Beruhigung enthalten, daß diese zwei fremden Frauen, von denen die Franzosen gesprochen, keine Schwindlerinnen waren, wie sein Vater behauptet. Sie hatten durchaus nicht von ihnen gesprochen, wie man von Abenteurerinnen spricht. Egbert konnte Muth fassen, er konnte wieder an sie, an ihre Botschaft glauben, und zu den Entschlüssen zurückkehren, welche diese Botschaft in ihm hervorgerufen!

Aber doppelt stürmisch drängte es ihn, jetzt Wolfgang zu finden und in dessen Brust Alles, was er erfahren, auszuschütten. Er ging hastig dem Gasthofe zu, in welchem er erwarten mußte, daß sein Freund für die Nacht bleiben würde. Und in der That, er sah ihn von Weitem im Scheine des hellen, aus den Fenstern des Hauses

dringenden Gaslichtes an einem der vor dem Hotel aufgestellten kleinen Tische sitzen. Zwei andere Offiziere bildeten seine Gesellschaft; die Herren saßen rauchend, Gläser und Flaschen vor sich, neben einander, die Rücken ihrer Stühle an die Mauer des Hauses lehnend.

Als Egbert auf sie zutrat, sprang Wolfgang erfreut auf und stellte ihn seinen Bekannten vor.

„Woher kömmst Du?“ rief er dann, während Egbert einen Stuhl herbeiholte, aus. — „Du siehst so erregt aus, als kämest Du von der Bank, und sie hätten Dich dort in einer Weise ausgeplündert, der selbst die Seelenruhe eines Philosophen, wie Du bist, nicht Stand gehalten!“

„Ich komme von einer Bank“, antwortete Egbert, „aber nicht der, die Du meinst — von einer harmlosen Gartenbank, auf der ich nach keinem weiteren Golde ausschaute, als dem, welches der Mond auf die Wellen vor mir ausgoß und auf der ich doch mehr gewann, als ich an der anderen hätte gewinnen können . . .“

„Das lautet räthselhaft!“ sagte der Offizier, den Wolfgang als Hauptmann Rehbaum vorgestellt hatte.

„Oder nicht“, fiel der Andere lachend ein, der Lieutenant Oberg genannt worden — „eine einsame Bank am murmelnden Flußufer — im heimlichen Gebüsch kann uns sehr viel gewinnen lassen . . .“

„Gewiß — aber was ich gewann, war sehr viel prosaischerer Natur, als Sie denken — zunächst etwas, was für mich als Zeitungsschreiber Werth hat — es scheint, es gibt wirklich Leute, welche vom nahen Ausbruch eines Krieges völlig überzeugt sind.“

„Und diese Entdeckung haben Sie erst in dieser Stunde auf jener geheimnißvollen Bank gemacht?“

„In der That, ja — mir ist freilich nicht erst heute der Gedanke an die Möglichkeit eines plötzlichen Krieges gekommen; die Entdeckung, daß es Leute gibt, die ihn für unmittelbar bevorstehend halten und mit dem Gewehrkolben schon

an die verschlossene Janusthür schlagen hören, war mir aber dennoch überraschend . . ."

„Thun wir nicht zu weise!" sagte der Hauptmann ernst; „auch wir sind ein wenig überrascht von den Dingen, die wir dort drüben hörten."

Er deutete auf das Hotel mit der großen Flagge auf dem Dache.

„Und unsere Herren Oberen", sagte der Lieutenant Oberg, „waren, wie es schien, nicht weniger in sehr merkbarer Aufregung, als sie uns mit unseren Rapporten hierher sandten ... der meine wenigstens, der Herr Oberst-Festungsbau-Direktor, machte ein sehr grimmiges Gesicht."

„Wenn wir wirklich einen Krieg bekämen", bemerkte Egbert, „so würde es ein Krieg werden, wie nur wenige Generationen ihn gesehen. Es würde ein Krieg nicht zwischen zwei Mächten, sondern zwischen zwei Völkern, nicht zwischen zwei Völkern, sondern zwischen zwei großen Prinzipien, ja zwischen den Ideen der Vergangenheit und der Zukunft. Der Sieger würde die Zukunft der

Welt haben. Auf der einen Seite stände die Autorität des persönlichen Regiments, der Cäsarismus, die persönliche Unfehlbarkeit; auf der anderen Seite das Recht der individuellen Kraft auf ihre freie Entwickelung, das Recht der Nationen auf ihre unabhängige Gestaltung. Auf der einen Seite der sich privilegirt dünkende glänzende Edelmann unter den Nationen, auf der anderen der fleißige, derbe, ehrliche Bürgersmann. Auf der einen Seite wäre es der Krieg der brutalen Gewalt mit dem Zweck der Eroberung, auf der anderen der Krieg des sich vertheidigenden Volksgeistes: ja, da man zugleich in Rom dem deutschen Gewissen den Krieg erklärt hat, so ist es, als ob Alles, was noch vom Mittelalter mächtig und stark ist in der heutigen Welt, den letzten entscheidenden Kampf führen wolle wider das Prinzip der neuen Zeit — als ob wie die Völker so in diesem Kriege die Jahrhunderte auf einander platzten!"

Die beiden fremden Offiziere griffen diesen Ge-

danken lebhaft auf; es entstand eine Debatte zwischen ihnen, welche Folgen es für den französischen Cäsar haben werde, wenn er besiegt werde, ob die Republik ihm folgen werde, — der Jüngere der beiden Männer war überzeugt, daß die Republik aus diesem Kampfe den größten Vortheil ziehen, daß sie sich Frankreichs bemächtigen, in Spanien erhalten, in Italien die Ueberhand gewinnen und herrschend werden müsse; der Hauptmann widersprach lebhaft, er sah hinter dem gestürzten Napoleonischen Epigonenthum vielleicht eine Republik in Frankreich erstehen, aber wohl bald von den deutschen Waffen in klägliche Ohnmacht niedergeschmettert und damit für ewig bankerott gemacht und bald auch wohl durch irgend eine Dynastie ersetzt; er sah somit in dem bevorstehenden Kampfe auch noch den großen Würfelwurf über die Frage: ob Monarchie, ob Republik?

Während sie darüber stritten, konnte Egbert Wolfgang andeuten, wie dringend er ihn zu sprechen wünsche. Wolfgang erhob sich nach einer

Weile deshalb und die beiden Freunde begaben sich ins Haus, in Wolfgang's Zimmer. Die Fenster standen auf, sie setzten sich an eines derselben in den gegenüberstehenden Lehnstühlen, und ohne daß sich Wolfgang Zeit gab, die Lichter anzuzünden, sagte er:

„Nun schütte Dein Herz aus, Egbert — ich sehe, Du brennst, mir allerlei wunderbare Dinge zu sagen."

„In der That, das thue ich — ich habe die merkwürdigsten Aufklärungen bekommen und bin ganz allein deshalb Dir hierher nachgeeilt, wo ich gerade wieder andere und widersprechende Dinge vernahm — Dinge, die mich aber beruhigten und wieder aufathmen ließen."

„War es denn darnach angethan, Dir den Athmen zu rauben?"

„Höre selbst!"

Egbert begann zu erzählen. Er verschwieg seinem Freunde Alles, was sein Vater ihm über eine persönliche Lage gesagt; es war ihm unmög-

lich, über eine so demüthigende und dazu noch so verzweifelt tragikomische Situation auch mit dem besten Freunde zu reden, von dem er in dieser Angelegenheit nur Neckerei und Spott erwartete; er sagte nur Alles, was er von seinem Vater über Frau von Gelldorf und ihre Tochter gehört und schilderte dann Wolfgang seine dadurch entstandenen bitteren Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Mittheilung, die Wolfgang in der Villa der zwei Frauen erhalten.

Wolfgang hörte anfangs sehr überrascht, dann beinahe zornig zu — er schalt Egbert heftig über seine Gläubigkeit an solche Enthüllungen seines Vaters, der nur die Absicht gehabt haben werde, ihn an seine Stellung zu fesseln — man sah, Wolfgang war in seiner Anbetung der braunen Augen über das Stadium hinaus, wo die Kritik noch Spielraum findet, wo der Verdacht noch haften kann; und triumphirend wurde er, als Egbert ihm erzählte, was er vorhin überhorcht — das Gespräch der beiden Fremden, welches den

sicheren Schluß erlaubte, daß Vater Rutland's polizeiliche Kunde eitel Dunst und Verleumdung sei.

Egbert widersprach ihm dabei nicht, war er selbst doch nur zu begierig es so aufzufassen; er schloß nur mit der Frage: „Und was nun thun?"

„Was thun? Ich meine, darüber kann kein Zweifel sein. Ich werde morgen Vormittag von hier aus meiner dienstlichen Verwendung entlassen werden und bin um Mittag wieder daheim. Morgen Nachmittag wandern wir Beide in jene Villa; Du stellst mich regelrecht als Deinen Freund den Damen vor und beseitigst so die schiefe Stellung, in welche ich bei ihnen gerathen sein muß, indem Du feierlich bestätigst, daß Du mich gestern abgesandt hattest; und während ich mich wieder in Gnaden zu bringen suche bei diesem klugen und schönen jungen Mädchen, bittest Du die ältere Dame, Alles das an Vater Didier zu schreiben, was Dein verliebtes Herz Dir eingibt."

Egbert zögerte noch einzuwilligen; er wußte nicht, wie die entsetzlichen Fesseln lösen, in die

sein Vater ihn geschmiedet hatte; es widerstrebte ihm, durch einen Gewaltstreich sich zu befreien... aber er hatte auch keine Gründe, mit denen er Wolfgang's entschiedenen Willen gebrochen hätte, und so gab er endlich mit einiger Beklommenheit nach und willigte in die Wünsche seines Freundes ein.

„Der blasse Mond, der uns mit seinem blauen Lichte übergießt, macht Dich zaghaft und melancholisch“, sagte Wolfgang; „ich an Deiner Stelle wäre ganz Feuer und Flamme — und wahrhaftig, ich glaube, wär' ich in Deiner Lage, ich hielte es in solcher wundervollen Nacht, wo dort unten aus dem rauschenden Fluß und dort oben aus den rastlos funkelnden Sternen alle neckenden Naturgeister locken und mit einer dämonischen Beredsamkeit Einem die Sehnsucht im Herzen peinigend aufstacheln, gar hier nicht aus; ich bräche durch alle Gehege wie ein wildgewordener Hirsch und wanderte noch in dieser Nacht fort, der Straße nach, die durch schattige Thalschluchten und über

lichtbeschienene Höhen gen Westen ins Seelen-Hochland meiner Liebe führte ...“

„Ach!“ versetzte Egbert seufzend, „man merkt Dir wohl an, daß die braunen Augen Dich verzaubert haben und so schwärmen lassen! Sei aufrichtig und gesteh’ es!“

„Vielleicht“, antwortete Wolfgang lächelnd. „Es ist mir so ums Herz, als wär’ aus ihrem sanften Leuchten etwas wie ein Licht in meine Seele gefallen — als hätte das unbestimmte wirre Flattern der Seelenschwingen, die nach allen Richtungen hinausstrebten, plötzlich für immer seine Richtung bekommen und fühlte sich nach einem einzigen Ziele gewiesen. Das Menschenherz, scheint es, ist wie eine Brieftaube. Sie schwingt sich lange in weiten Kreisen ängstlich und ziellos umher, und weiß nicht, was sie soll und will, bis ihr plötzlich wie ein Blitz das Gefühl der rechten Richtung kommt, und nun ist kein anderer Gedanke, keine Angst vor dem Abirren mehr in ihr, sie wird mit unwiderstehlicher Gewalt dem Ziele

zugerissen, das sie erkannt hat, und läg' es hundert Meilen fern!"

„Und sie pflegt es dann auch zu erreichen, die Taube", sagte Egbert, „während das Menschenherz doch sehr oft schmerzlich empfinden muß, daß es keine Schwingen hat . . . Dein Brieftauben-Gleichniß paßt deshalb nicht! Aber es ist spät, ich höre Deine Kameraden von unten kommen, um ihre Zimmer aufzusuchen; sie werden den Feldzugsplan fertig gemacht haben — glaubst Du wirklich an die Möglichkeit, daß wir in wenig Tagen einen Krieg haben, Wolfgang?"

„Ganz sicherlich", versetzte der Offizier. „Meine Sendung hierher ist schon so etwas wie ein Stück Vorbereitung. Ich habe einen Rapport der Kommandantur, der plötzlich in kürzester Frist eingefordert war, über die Bestände der Munitionsvorräthe in der Festung überbracht."

„Ich kann es noch immer nicht denken", rief Egbert aus . . . „Was würde aus uns? Du würdest ganz andere Dinge als Brieftaubenflüge

Deines Herzens und 'braune Augen zu denken bekommen und ich . . . ich sähe alle Hoffnungen wieder zu Wasser werden, oder besser in Pulverrauch aufgehen; Vater Didier ist ein leidenschaftlicher Patriot und wie würde er dann über Louisens Verbindung mit mir denken!"

„Du hast Recht", sagte Wolfgang ernst. „Krieg! Noch vor zwei Tagen hätte ich aufgejubelt bei dem Gedanken — und jetzt! Doch nein, nein — das Vaterland verlangt den ganzen Mann, die ungetheilte Kraft, und ihm gehören wir zuerst! Schlafe wohl, Egbert; ich sehe, Du willst gehen, um dieser Mondscheinplauderei ein Ende zu machen. Also auf Wiedersehen. Ich komme morgen nach Tisch in Deine Wohnung zu Dir, wenn wir uns nicht hier in der Frühe schon sehen sollten."

Sechstes Kapitel.

Eine Idee des Herrn Rutland senior.

Egbert saß am andern Vormittag wieder daheim, an seinem Schreibtisch; er hatte die Morgenzeitungen durchlaufen, Stellen darin angestrichen und auf den Boden geworfen — Futter für den printer's devil, das Druckerteufelchen, wie die Engländer den schwarzen Gnom aus der Druckerei nennen — und wandte sich den eingelaufenen Korrespondenzen zu; der erste dicke Brief, den er aufriß, war sehr friedlicher Natur, ein sauber geschriebenes Heftlein voll Liebes-Lyrik, „Heideröschen" überschrieben ... die Welt wollte in diesem Augenblick nichts dergleichen und die Heideröschen flogen als unzeitgemäß mit einer leichten Verwünschung in den Papierkorb. Der

zweite Brief enthielt eine Beschwerde über die städtische Gasanstalt. Die Welt kümmerte sich in diesem Augenblick wenig darum, ob das städtische Gas mit zehn oder zwölf Stearinkerzen-Kraft leuchte — sie wollte vom Krieg hören, und über den sprach, nachdem das zweite Manuscript den Papierkorb gleich dem ersten bereichert, der dritte Brief. Er enthielt eine Korrespondenz aus Paris . . . der Korrespondent stand mit der dortigen norddeutschen Gesandtschaft in Verbindung und war im Ganzen eine optimistische Natur — desto mehr Gewicht mußte Egbert darauf legen, daß er als vollständig zuverlässig den Entschluß der französischen Regierung meldete, den lang beschlossenen Krieg zu beginnen . . .

Egbert hatte beim Lesen dieser Zeilen unwillkürlich einen leisen Ruf der Betroffenheit ausgestoßen und warf sich in seinen Armstuhl zurück, als er eine weiche Hand sich auf seine Schulter legen fühlte . . . es war, als sich eben hinter ihm die Thür geöffnet, eine ganz andere Gestalt in

sein Zimmer getreten als er glaubte; es war nicht der kleine Teufel . . . es war gar nichts Teuflisches, sondern im Gegentheil etwas sehr Rührendes, ja Engelhaftes um das Wesen, das sich ihm leise genähert! Es war Frau Hellrich; und nicht einmal einem abgewiesenen Liebhaber würde es im Zorne eingefallen sein, sie für einen „Démon de femme“ auszugeben!

Frau Hellrich hatte ein blasses Gesicht mit sehr leicht gerötheten Wangen und sehr hellblauen Augen und sehr dünnen Augenbrauen von so heller Farbe als ihr schlicht geglättetes Haar war, das ein fast kindliches Blond zeigte. Sie blickte dabei unter langen, sehr langen und auffallenden Wimpern hervor; sie waren so merkwürdig hell, fast weiß. Egbert stießen diese feinen spitzen stachelhaften Wimpern eigenthümlich ab; er wußte selbst nicht, woran sie ihn erinnerten; aber sie machten ihm ein unbehagliches Gefühl, so oft Frau Hellrich diese Wimpern flüchtig zu ihm aufschlug. Frau Hellrich schien das zu ahnen;

denn sie schlug nur die Augen zu ihm auf, die gute kleine Frau, um sie sogleich wieder schamhaft zu senken . . . was sie nicht hinderte, mit diesen kurzen Blicken dennoch Manches zu sagen, was sie zu sagen wünschte.

„Was haben Sie, Herr Rutland?" fragte sie mit ihrer wohllautenden, aber vieler Modulation fähigen Stimme; denn sie konnte mit Glöckchen läuten wie ein abendliches Bergkirchlein, diese Stimme, z. B. wenn sie in das Redakteurzimmer trat — vielleicht schien ihr ein wenig christliches Abendgeläut zur Ausweihung dieser gottlosen modernen Teufelskapelle heilsam und gut — und konnte auch die Worte über aufgeschüttetes Stroh rollen lassen wie Wagenräder vor dem Hause eines Kranken . . . ihre Mägde fürchteten dies gedämpfte Fahren. Heute läutete Frau Hellrich nicht und fuhr auch nicht über aufgeschüttetes Stroh, sie sprach rasch und erschrocken und ein wenig heiser:

„Was haben Sie, Herr Rutland?"

„Krieg, Frau Hellrich“, erwiederte Egbert aufspringend.

„Doch nicht zwischen uns?“ sagte sie mit sanftem Lächeln.

„Nein, zwischen uns und den Franzosen!“

„O das wäre ja entsetzlich“, entgegnete sie, ihre Hände zusammenfaltend und mit ihren weißen Wimpern Egbert anschauend, als sähe ihn eine Reihe feiner Nähnadeln an. „Krieg, nicht wahr, das wäre ganz entsetzlich? Es ist ja unmöglich, ganz unmöglich es zu denken!“

„Es scheint in Paris unwiderruflich beschlossen.“

„Und dann werden wir die Franzosen, ehe wenig Tage vergehen, hier haben . . . ich arme, alleinstehende Frau!“

„Seien Sie nicht so verzagt! Die Franzosen, denke ich, werden sehr bald uns bei sich im Hause haben. Wir Deutsche sind ein starkes Volk geworden im Lauf der Jahre: wie stark, das kann ein Krieg erst zeigen. Und deshalb hat der Krieg auch sein Gutes. Was wir sind und was wir

vermögen, wird jetzt die Welt erfahren, und ich denke, sie wird Augen machen, wenn sie inne wird, wer ihrer Aller Herr ist."

„O, wie Sie mich trösten, Herr Rutland. Welch Glück, das ich Sie habe in dieser Zeit! Die Zeitung wird eine doppelte Auflage erhalten."

„Ganz gewiß, Frau Hellrich. Wir müssen uns vorsehen — ich will mit dem Faktor darüber reden; lassen Sie Ihren Buchhalter die Papiervorräthe revidiren und sorgen, daß sie nicht ausgehen, da wir zweite Ausgaben noch obendrein machen müssen, und dann sich nach Arbeitern umsehen für den Fall, daß das Personal durch Einberufungen vermindert würde."

„Sie denken an Alles, Herr Rutland; welch einen Schatz habe ich an Ihnen!" sagte Frau Hellrich mit weichem Augenaufschlag . . . „und nicht wahr . . . Sie werden nicht einberufen?"

„Ich?" rief Egbert aus . . . er hatte an sich selbst noch nicht gedacht, aber es durchzuckte ihn jetzt etwas wie eine diabolische Freude: wenn Frau

Hellrich an ihre doppelte Auflage dachte, weshalb sollte er nicht mit Freude an die Einberufung denken, die ihn wie eine vis major ohne weiteren Kampf aus seiner Haft löste — aus diesen entsetzlichen Pfandstall, wie er seine papiererfüllte Redakteurstube im Stillen schon genannt!

„Gewiß", fuhr er fort. „Ich habe als Freiwilliger gedient — und nun bin ich Reservist; wenn das Vaterland ruft, muß ich marschiren!"

Frau Hellrich erblaßte.

„O", sagte sie mit stockendem Athem ... „ist das wahr? Sie wollen mich nur erschrecken!"

„Es ist so wahr, wie ein Zeitungsschreiber nur immer sein kann."

„Das wäre mein Ruin", flüsterte sie. „Mein Ruin!"

„Ach, weshalb! Wenn Krieg ist, redigirt sich eine Zeitung selbst. Der Faktor kann sie machen, der kleine schwarze Adolph ist dazu im Stande."

„Glauben Sie? — Ach ja die Zeitung! Aber ..."

Frau Hellrich sah ihn mit demselben Augenaufschlag an ... Egbert übersah diesmal die Nähnadeln und wurde unruhig; die kleine Frau war doch eigentlich so brav und gut, und es war doch schlecht von ihm, Schadenfreude in diesem Augenblick zu empfinden; er sagte rasch:

„Denken wir nicht, bevor es nöthig ist, an diese Wendung der Dinge, Frau Hellrich! Noch ist der Krieg nicht erklärt ..."

„So wollen wir noch hoffen", fiel Frau Hellrich ein; „schreiben Sie einen sehr schönen Leitartikel, Herr Rutland, worin wir den Frieden preisen, worin Sie zeigen, daß er absolut nothwendig und gar nicht zu entbehren ist, daß der Krieg uns Alle, Alle ruiniren würde; der König liest jetzt unsere Zeitung drüben im Bade und dann vermeidet er vielleicht den Krieg ..."

„Und die Welt ahnt dann nicht, daß es eigentlich Frau Hellrich ist, die der Welt den Frieden erhält!" sagte Egbert gutmüthig.

Sie ließ sich jetzt in Egbert's Stuhl nieder,

zog langsam aus den Falten ihres Kleides ein Brieflein hervor, und während sie Egbert's Miene beobachtete, sagte sie:

„Ich hätte über dem Schreck, den Sie mir eingejagt, fast vergessen, weshalb ich gekommen bin ... ich habe da ein sehr verdächtig aussehendes Brieflein für Sie ..."

„Und weshalb sieht es verdächtig aus?" fragte Egbert theilnahmlos.

Frau Hellrich betrachtete es von allen Seiten; ihre Wimpern schienen es durchstechen zu wollen, wie einen Brief, der von jenseit der türkischen Grenze kommt und in der Quarantaine wider die Pest gewesen ist.

„Es kann nichts Ansteckendes darin sein", bemerkte Egbert deshalb lächelnd.

„Weshalb sagen Sie das? Ansteckendes? wer weiß?" fiel Frau Hellrich ein; „vielleicht ist eine Liebeserklärung darin; die Liebe ist von allen Krankheiten die ansteckendste — es ist eine Krankheit, die uns fast immer durch Ansteckung kommt —"

„Aber weshalb glauben Sie, dies Billet enthalte so krankhafte Dinge?“

„Zwei Damen haben es gestern dem Portier gegeben, während Sie fort waren; sie sind sehr besorgt gewesen, daß es in die rechten Hände komme; zwei Damen, und Eine davon ist sehr, ja sehr schön gewesen …“

„Ah!“ rief Egbert erregt, „doch nicht — aber geben Sie doch!“

„Sehen Sie, wie der ansteckende Krankheitsstoff sich Ihrer bemächtigt?“ sagte die junge Frau, ihn mißtrauisch und betroffen ansehend. „Ich gebe Ihnen das Billet nicht eher, bis Sie mir versprechen, daß ich es ebenfalls lesen darf!“

„O, welche Forderung, Frau Hellrich!“ rief Egbert erröthend und fast erzürnt.

„Weshalb soll ich sie nicht stellen, wenn Sie so unschuldig sind, wie Sie thun?“

Seltsam … das Verlangen der kleinen Frau empörte ihn innerlich und doch — so schwach ist der Mann, sagte er sich selber vorwurfsvoll —

hatte er nicht den Muth zu gestehen, daß der Brief eine tiefe und ernste Mittheilung betreffen, daß er eine Mittheilung über Louise Didier, über seine ferne Herzensflamme enthalten könne, die er ja gar keinen Grund hatte, irgend Jemand in der Welt zu verbergen!

Wir alle, auch die am wenigsten eiteln unter uns, haben immer eine höchst zarte Rücksicht gegen Neigungen, die wir eingeflößt zu haben glauben, auch wenn wir durch etwas weniger Rücksicht viel thun könnten, Situationen zuvorzukommen, die dann später einmal sich entwickeln und nicht gerade heiter für uns werden können!

„Ich darf Sie das Billet nicht lesen lassen", sagte Egbert, „weil es sich darin um ein Geheimniß handeln kann, das mir nicht gehört. Um es offen herauszusagen, ein gewisser Freund ist in die braunen Augen der jungen Dame verliebt, von der mir das Billet zu kommen scheint."

„Ah, so sagen Sie ihr, sie solle ihre Irisduftigen Brieflein an Ihren Wirrkopf von Freund

Wolfgang selber richten . . . was hat sie Ihnen denn zu schreiben?"

Egbert hatte sich des Billets unterdeß bemächtigt und es erbrochen.

„Sie hat mir zu schreiben", antwortete er lesend, „daß sie abreisen wird."

„Das wird Ihr Freund sehr bedauern", sagte Frau Hellrich, Egbert scharf ansehend; „und Sie bedauern es so außerordentlich wohl nur um seinetwillen?"

„Ich? bedaure ich es?"

„Es scheint doch, nach Ihrer ein wenig bestürzten Miene zu schließen."

„Nun dann", antwortete Egbert lächelnd, „dann freilich; wenn ich eine bestürzte Miene dabei mache, so geschieht dies um Wolfgang's willen."

Frau Hellrich schien dieser Grad von Freundschaft nicht besonders zu gefallen; und daß Egbert das Billet in seine Brusttasche schob, statt es ihr zu zeigen, auch nicht; aber sie konnte ihre Ge-

fühle über diese Handlungsweise nicht kund geben, denn eben trat der Bote vom Telegraphenamt ein; er brachte eine Depesche aus Paris . . . sie enthielt Nachrichten von höchst drohenden Reden und einem großen Sturm in der gesetzgebenden Versammlung in Paris; und kaum hatte Egbert sie zu Ende gelesen und sie Frau Hellrich, die ihm dabei über die Schulter blickte, erklärt, als Herr Rutland senior hereinstürmte.

„Schlimme Nachrichten — böse Nachrichten!“ rief er aus, seinen Hut auf einen Stuhl werfend . . . „Nachrichten aus Ems — der französische Gesandte ist angekommen und gegen den König zudringlich, man sagt sogar, grob geworden . . . so eben ist die Nachricht auf dem Telegraphenbureau angekommen ... auf der Kommandantur ist schon der Befehl eingelaufen, die Festung zu armiren ...“

„Gerechter Himmel“, rief Frau Hellrich aus, „so wird das ganze Glacis rasirt . . . unser schönes Gartenhaus!“

„Ihr Gartenhaus — das ist verloren, Frau Hellrich!“ fiel Herr Rutland mitleidlos ein. „Nicht vierundzwanzig Stunden und wir werden die Feuerschlünde über alle Bastionen lugen sehen und das Glacis so kahl wie meine Hand“, rief er, sich die Hände reibend, als ob er sie noch kahler machen wolle und ein Vergnügen wie ein Kind daran habe.

„Wir werden uns verproviantiren müssen!“ wehklagte Frau Hellrich; „das ist ja fürchterlich!“

„Die halbe Armee wird durch unsere Stadt ziehen, wir werden eine Viertelmillion Bajonnete zu sehen bekommen!“ frohlockte Herr Rutland senior.

„Und wenn wir gar belagert und beschossen würden!“ sagte die geängstigte Frau.

„Krupp's Riesenkanonen sollen Sie sehen, Frau Hellrich — und die Züge von Kavallerie! Es wird großartig werden, ganz großartig!“

„Und ich werde von jener Viertelmillion Bajonnete eines tragen, Vater!“ sagte Egbert.

„Du? ah, daran hatte ich wahrhaftig noch nicht gedacht!“ rief Herr Rutland ein wenig bestürzt aus.

„Ich überlebe es nicht!“ seufzte Frau Hellrich.

Egbert blickte Beide nach einander an — es war ihm unmöglich, etwas wie ein Funkeln von Schadenfreude in den Augen zu unterdrücken.

„Du wirst nicht glauben, daß ich zurückbleiben wollte, wenn ich auch nicht einberufen würde, Vater“, sagte er; „hoffentlich vermißt mich Frau Hellrich nicht, wenn sie statt meiner Dich bittet, ihr in allem Geschäftlichen beizustehen.“

„Mich?“ sagte Herr Rutland, und sein Mienenspiel zeigte, daß ihm eine „Idee“ kam!

„Wahrhaftig“, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „wenn Frau Hellrich zu meiner Geschäftsgewandtheit und meinem Eifer, ihr zu dienen, Vertrauen hätte ...“

„Das müßten Sie doch noch sehr zu verdienen suchen, Herr Rutland!“ war Frau Hellrich aufrichtig genug mit einem Seufzer zu gestehen.

Herr Rutland nahm gerührt die Hand der kleinen Frau; er führte sie an seine Lippen mit einer Grazie, deren — das wußte er und ein stolzer Seitenblick auf Egbert sprach es aus — sein Sohn nicht fähig gewesen wäre; und dann sagte er wie mit auflodernder Begeisterung:

„Frau Hellrich, wenn der Krieg kommt, erhalten die alten Herren a. D. wieder Gelegenheit zu zeigen, was sie vermögen. Der Krieg ist die Zeit der Herren a. D., die wieder zu den Waffen greifen, und die Welt sieht dann oft mit Verwunderung, daß sie die Jungen weit, weit überholen. Verlassen Sie sich darauf, ich werde als reaktivirte Kraft in Ihrem Dienste das Unglaubliche leisten!“

Sie schüttelte ein wenig zweifelhaft und melancholisch den Kopf; aber der kleine Teufel kam, Egbert mußte sich zu seiner Arbeit zurückwenden; Frau Hellrich schickte sich deshalb an zu gehen und Herr Rutland schien der Meinung zu sein, daß seinen Dienst anzutreten kein Augenblick

zu früh sein könne ... er reichte ihr den Arm, auf den sie trübe lächelnd die Fingerspitzen legte und so verschwanden Beide aus dem Redaktionsbureau.

Es war einige Stunden später, als Wolfgang erhitzt aussehend zu Egbert in dessen oben im Hause über dem Redaktionsbureau liegendes Zimmer trat.

„Ich komme eben von Ems, und von der Kommandantur zurück", sagte er; „da ist bereits Alles in Hast und Aufregung; morgen wird ein großer Tag sein — es wird an den Telegraphen-drähten ein Blitz durch die Welt zucken und wie Wetterschlag aus heiterem Himmel durch ganz Europa rollen ... der Norddeutsche Bund macht mobil — morgen ergeht die Ordre!"

„Nun, wohlan denn!" rief Egbert erregt aus; „es wird wie der Kampf der Giganten wider die Titanen werden."

„In der That, gigantisch genug!" sagte Wolfgang, „wir werden dastehen wie ein Gigant; die einzige Frage wird sein, ob der Gigant seine Riesenglieder wird bewegen können?"

„Was meinst Du?“

„Es ist uns möglich, eine Armee von einer Million Männer mit Myriaden von Pferden und Tausenden von Geschützen aus dem Boden zu stampfen ... ein Wort unseres Kriegsherrn genügt und nach wenig Tagen stehen sie da — wir wissen es. Was wir nicht wissen, das ist, ob es möglich, diese Massen zu bewegen, zu ernähren, dahin zu werfen, wo sie wirken sollen, vorwärts, zurück, gen Ost, gen West — sie keinen Augenblick Mangel leiden zu lassen, Proviant, Munition in jedem Augenblicke da für sie zu haben, wo sie nöthig sind ... Wenn uns das gelingt, so haben wir mehr gethan als irgend eine Heeresleitung, irgend ein Feldherr, so lange die Welt steht!“

„Vertrauen wir!“ rief Egbert aus; „wir haben das größte Glück, das einem Volke werden kann — wir haben Männer! Unterdeß und bis das große allgemeine Schicksal auch in unser Schicksal eingreift, benützen wir die Stunden, die uns bleiben. Ich habe Dir diesen Brief mitzutheilen ...

es ist vielleicht zu spät, den Plan, den wir gestern entwarfen, auszuführen."

Egbert gab seinem Freunde das Billet, welches er durch Frau Hellrich erhalten hatte. Wolfgang las es laut.

„Geehrter Herr! Eine Nachricht, welche uns eben zukommt, zwingt uns, unsere Abreise von hier zu beschleunigen. Ich beeile mich daher, Ihnen schriftlich die jetzige Adresse des Herrn Didier mitzutheilen; sie ist Boissy St. Leger, près de Paris, Nr. 106. Ich stelle es Ihnen anheim, sich unmittelbar mit ihm in Verbindung zu setzen. Ihre ergebene A. v. Gelldorf."

„Ah — das ist unangenehm", rief Wolfgang leicht erblassend aus — „sie wollen fort von hier!"

„Und dann wohl auf Nimmerwiedersehen für Dich . . ."

„Das wäre schrecklich!" sagte Wolfgang. „Sie können unmöglich schon abgereist sein. Wann erhieltst Du diese Zeilen?"

„Sie wurden schon gestern abgegeben."

„So komm', versuchen wir, sie noch zu sehen. — Sie können nicht so rasch auf und davon geflogen sein!"

Egbert mußte Wolfgang's stürmischem Verlangen nachgeben. Nach wenigen Minuten waren Beide auf dem Wege zu der Villa vor dem Thore.

Wolfgang war einsilbig, fast stumm auf dem ganzen Wege. Er spähte, sobald sie die Villa erblickten, mit angestrengtem Blicke hinüber.

„Verdammt!" murmelte er, „ich glaube, die Fensterläden sind geschlossen!"

Noch wenige Schritte weiter und sie überzeugten sich — die Läden waren geschlossen!

„Sie sind fort! Mir fällt eine Bergeslast auf die Seele!" sagte Wolfgang. „Ich werde sie nicht wieder sehen und welche Erinnerung werden sie von mir bewahren, welche Vorstellung von mir mit sich genommen haben!"

Sie schritten mit sehr verlangsamtem Schritt weiter der Villa zu.

„Du mußt Dich trösten, Freund", sagte Eg-

bert; „es ist allgemeines Menschenloos, so von Zeit zu Zeit einen Lichtschein, ein plötzliches Aufleuchten von einem Glanz, eine schönere Hoffnung in unser Leben fallen zu sehen; wir rufen geblendet: ah ... starren ... besinnen uns, wollen den Strahl ergreifen und ... der Strahl ist nicht zu ergreifen, er ist fort, verschwunden ... das holde Gaukelspiel eines sich uns verheißenden Glückes versinkt in Nacht und Nebel! Mach einige Verse darauf, mein armer Freund, mit dem Motto: Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben! und — finde Dich darein."

Wolfgang schwieg.

„Weißt Du nicht, wie's im Tasso heißt", fuhr Egbert fort:

„So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien.
So selten, daß sie das erhalten, was
Schon einmal die beglückte Hand ergriff!"

„Deine Citate sind passend genug", stieß Wolfgang hervor; „wenn nur für einen Heller Trost darin läge!"

Sie gingen bis zur Villa, und da das Gartenthor offen stand, wandelten sie bis zu dem Hause hinauf. Wolfgang legte die Hand auf den Griff des Thürschlosses — die Thür war verriegelt.

„Wenn ich nur wüßte, wem die Villa gehört“, sagte Wolfgang seufzend. „Ich muß es erfahren. Sie werden doch dem Eigenthümer mitgetheilt haben, wohin sie gereist sind. Es können ja noch Briefe für sie kommen.“

„Vielleicht“, sagte Egbert . . . „es kommen sogar, scheint es, noch Besucher . . .“

Sie hatten sich gewendet und sahen, daß zwei Herren, ein älterer und ein jüngerer, der in seiner Jaquette, seinem hellblauen Shlips und weißen Beinkleidern sehr Pariserhaft aussah, in den Garten eingetreten waren und den Gang zu ihnen heraufkamen.

Der ältere Herr zog höflich den grauen Sommerhut und verbeugte sich vor unseren Freunden; der jüngere blieb stehen, ohne zu grüßen, starrte

sie mit zusammengekniffenen Augen an und spielte dabei mit seiner Badine.

„Madame de Gelldorf wohnt hier?“ fragte der ältere Herr mit sehr französischem Accente.

„Sie wohnte hier“, entgegnete Wolfgang — „sie ist abgereist.“

„Abgereist und wohin?“ fiel der ältere Herr lebhaft ein.

Wolfgang zuckte die Achseln.

„Ah ... die Herren gehören zu ihren Freunden und sie hat es ihnen nicht gesagt?“ rief der jüngere Mann aus.

„Nicht genau!“ versetzte Egbert, beide Fremden scharf fixirend — er hatte augenblicklich, schon an der Stimme, die zwei Herren erkannt, welche gestern in Ems in seiner Nähe gesessen ... Ein Gedanke kam ihm, eine „Idee“ hätte es Herr Rutland senior genannt; er drückte Wolfgang's Arm, wie um ihm Schweigen zu empfehlen und fuhr fort:

„Doch würden wir im Stande sein, Ihnen

einen Anhalt zu geben, wie Sie ihre Adresse erfahren können . . .“

„Würden Sie die Güte haben?“ sagte begierig Polydore Brien.

„Sehr gerne, wenn Sie die Güte haben, uns dafür vorher einige Mittheilungen über diese Damen zu machen. Es ist nicht die Neugier, die uns diesen Wunsch eingibt. Mein Freund hier, der, wie Sie sehen, Offizier ist, hat ein höheres Interesse bei der Sache . . .“

„Ah, er hat vielleicht Aufträge . . . offizielle Aufträge auszurichten?“ fiel der ältere Herr, der „Gouverneur“ Polydore's, ein.

„Wenn dem so wäre . . . wenn man an gewisser Stelle zu wissen wünschte, wer eigentlich die Damen seien, ob Abenteurerinnen, ob Agentinnen der Orleans . . .“

„Ah!“ rief hier mit einem verächtlichen Tone Polydore aus.

„Nein, mein Herr, das sind sie nicht“, sagte kopfschüttelnd der Gouverneur; . . . „sie Agen-

tinnen der Orleans? — Es sind Damen, die ganz allein nur ihre eigene Politik machen!"

„Das heißt?"

„Jedermann hat seine Interessen, mein Herr!"

„Gewiß; doch Damen, die für unbekannte Interessen im Stillen wirksam sind ... vielleicht intriguiren ..."

„Intriguiren? Das ist ein scharfer Ausdruck."

„Ich wähle ihn, weil das Geheimniß, in welches sich diese Damen hüllen, ihn zu rechtfertigen scheint."

Der jüngere Herr zuckte mit den Achseln; der ältere antwortete lebhaft:

„Es ist seltsam, daß Stille und Geheimniß — das heißt nur Zurückgezogenheit, — die Damen Ihnen zu verdächtigen scheint; bei uns ist es umgekehrt, bei uns in Frankreich heftet sich der Argwohn viel eher an Diejenigen, welche ... zu wenig Geheimniß um sich legen!"

„Sie haben Recht. Also Frau v. Gelldorf ..."

„Frau v. Gelldorf ist die Wittwe eines deut-

schen Offiziers, der der preußischen Gesandtschaft in London attachirt war. Sie hat dort in England gewohnt, bis ihr Gatte starb und sie nach Frankreich kam, wohin sie ihre Familienbeziehungen zurückführen mochten, denn sie gehört einer französischen Familie an."

„Von einem bekannten, nur zu bekannten Namen!" sagte Egbert.

„Allerdings, leider nur zu bekannt!" versetzte der „Gouverneur"; „aber nun sagen Sie uns, wohin Frau v. Gelldorf gereist ist?"

„Ich versprach Ihnen nicht das", entgegnete Egbert, „sondern nur einen Anhalt für Nachforschungen nach ihnen."

„Nun?"

„Herr Didier in Boissy St. Leger bei Paris Nr. 106 wird es Ihnen sagen können, wohin sich die Damen gewendet haben?"

„Es war wunderbar, wie diese harmlos geäußerte Mittheilung auf die beiden Männer, sowohl den älteren wie den jüngeren wirkte. Sie

wechselten die Farbe, warfen sich einen flüchtigen Blick zu, und während der Gouverneur ausrief:

„Boissy St. Leger 106? Wohnt da Herr Didier? Herr Didier, der Papierhändler?“ schrie mehr, als er sagte, Polydore:

„Und diese Damen, was haben sie mit Herrn Didier zu schaffen?“

„Ich kann Ihnen keine andere Antwort darauf geben, als daß diese Damen mit Herrn Didier in Boissy befreundet sind.“

„Ah?“ ... machte der Gouverneur — dann wie beflissen die große Bewegung, in welche ihn diese Nachricht gestürzt, zu verbergen, setzte er mit einem veränderten Tone — es war, als ob etwas in seiner Kehle ihn zum Schlucken nöthige, hinzu: „Wir danken Ihnen, meine Herren, wir danken Ihnen. Leben Sie wohl!“

Sie gingen rasch und lebhaft mit einander redend den Pfad hinunter und zum Garten hinaus.

„Merkwürdig!“ sagte Wolfgang, Egbert's Arm nehmend, um ihnen langsamer zu folgen,

„das, nicht wahr, sind Deine Leute von gestern Abend?“

„Hast Du es errathen? Monsieur Brien und Sohn sind es in der That!“

„Aber weshalb gabst Du ihnen die Adresse? Du sagtest mir doch, daß Du gehört, wie sie einen niederträchtigen Plan geschmiedet?“

„Ich sagte Dir das; und obwohl sie schon heute hier sind, während sie gestern Abend sich vornahmen, an diesem Tage noch ihr Glück bei der Bank zu versuchen, zweifle ich doch nicht, daß sie kamen — irgend etwas mag sie zu rascherem Handeln aufgefordert haben — ihren Plan auszuführen. War es aber nicht gut, daß ich die Begegnung benützte, um von ihnen über Frau von Gelldorf zu erfahren, was sich nur immer im Vorübergehen erfahren ließ? Ich mußte ihnen einen Preis bieten, um sie zum Reden zu bringen. Es wird, denk' ich, Frau v. Gelldorf nicht schaden, daß ich den Preis, die Angabe der Adresse, auch ehrlich zahlte!“

„Du hättest diesen jungen Pariser Windbeutel, diesen Vagabunden von einem Geiger nicht auf die Fährte von ...“

„Ach“, fiel lächelnd Egbert ein, „Du wirst doch auf solch einen Menschen und seine Pläne nicht eifersüchtig werden können? Ich hoffe, Du dankst mir, daß ich diese Leute zum Reden über unsere Damen gebracht, und für die Beruhigung, welche ich dadurch für uns gewonnen ...“

„Welche Beruhigung? Glaubst Du, ich hätte mich durch irgend welche böse Nachreden, auch wenn ein polizeiliches Amtssiegel darauf gesetzt war, irre machen lassen?“

„Nun, ein wenig bestürzt warst Du doch, als ich Dir die polizeiliche Auskunft, die mein Vater mir gegeben, mittheilte!“

„Nicht im mindesten!“ rief Wolfgang aus.

„Wohl denn, so hat es für Dich keine Beruhigung enthalten, was diese beiden Herren, die gewiß nicht geneigt waren, mehr Gutes als sie eben wußten, von den Frauen zu sagen, über sie

äußerten; aber mich hat es beruhigt. Und das eben suchte ich, als ich sie zum Sprechen brachte: sie mögen nun zu Herrn Didier gehen, er wird ihnen nichts verrathen, was sie nicht wissen sollen."

„Sie werden wahrscheinlich nicht zu Herrn Didier gehen — es schien, als ob der Name nicht viel Sympathie bei ihnen fände."

„So schien es . . . erstaunlich wenig Sympathie sogar! Es war, als ob der Name ihnen einen nicht geringen Schrecken einflöße!"

Sie schritten auf der Landstraße der Stadt wieder zu — zu ihrer Linken begleiteten ihren Weg drei, von Stange zu Stange geführte Telegraphendrähte, die dem Fluß und der Heerstraße entlang aufwärts ins Gebirge, in die Welt des Westens liefen. Der ziemlich starke Südwind, der sich erhoben hatte, spielte wie auf Aeolsharfensaiten darauf; ein eigenthümlich sonores Schwingen und Singen, bald schrill, bald melodisch, bald wie verklingendes Läuten, bald wie harsche Geigenstriche.

„Wie der Draht sich die Zeit vertreibt!“ sagte Egbert aufhorchend. „Er macht sich ein wenig Musik! Schelte Einer all' diese modernen Erfindungen als ohne Poesie oder gar den Tod für die Romantik der guten alten Zeit . . . es ist Unsinn; die Welt ist voll Poesie, selbst die Drähte haben heute musikalische Neigungen zur Ausfüllung ihrer Mußestunden bekommen.“

„Die Menschen sind Thoren“, erwiederte Wolfgang. „In einer alten Postkutsche, die nicht vom Fleck kommt, sich zu Tode langweilen soll poetischer gewesen sein, als mit einem schnaubenden Dampfroß donnernd durch die Lande fliegen und wie im Traume sich in weite Fernen schleudern lassen! Nicht allein die Drähte haben einen künstlerischen Schwung bekommen; auch die Sonnenstrahlen, die früher nichts Besseres zu thun wußten, als in müßiger Neugier in dies irdische Jammerthal hinabzuschauen, entwickeln heute künstlerische Neigungen: sie machen Bilder. Aber sag' mir, dies Singen des Telegraphen-

drahts, entsteht es nicht durch eine Depesche, die just eben durch sie hinfährt? Ich habe es mir so ausgelegt und oft daran gedacht, ob man nicht, wie alte Zauberer die Vogelsprache, die Sprache des Telegraphendrahts zu verstehen lernen könne."

Egbert lachte.

„Du bist und bleibst ein Poet!" sagte er. „Freilich, es müßte dann sehr lohnend sein, die Kunst, die Du Dir wünschest, ausüben zu können."

Die beiden Freunde sprachen darüber noch eine Weile, bis ihnen auf ihrem Wege ein eilig daherkommender Herr in zerdrücktem grauem Filzhut begegnete. Er grüßte und blieb vor Egbert stehen. Dieser erkannte ihn: es war einer der zwei um das Gemeinwohl so beflissenen Herren, die ihn gestern mit ihrem Besuche beehrt hatten. Er hatte einen sehr rothen Kopf und seine Stirne bedeckten Schweißtropfen: war ihm in seiner Fehde wider den „öffentlichen Blödsinn" schon jetzt so heiß geworden?

„Herr Doktor Rutland", sagte er, indem er

seinen zerdrückten Filz mit dem tiefen Respekt vor Egbert abzog, den die meisten Menschen vor Denjenigen haben, welche sie einmal schnöde behandelten und ihnen zeigten, daß sie wenig Umstände mit ihnen zu machen geneigt — „Herr Doktor", sagte er, sich die Stirne wischend — „ich möchte nicht lästig fallen — aber Sie könnten mir einen weiten Weg ersparen, wenn Sie mir gefälligst sagen wollten, ob Sie an der letzten Gartenwohnung da oben vorübergingen und vielleicht zufällig einen Blick darauf warfen?"

„Allerdings", antwortete Egbert; „wir kommen von dort her."

„Und bemerkten Sie vielleicht, ob die Läden schon geschlossen waren?"

„Ja, wir bemerkten es. Die Fensterläden waren geschlossen."

„Dann sind die Damen schon abgereist und ich kann mir den Weg schenken", antwortete der Feind des öffentlichen Blödsinns, des heiligen Dreikönigsfestes und der Verdauungsvisiten.

„Hatten Sie eine Botschaft an die Bewohnerinnen jenes Gartenhauses zu bringen?“ fragte Wolfgang lebhaft.

„Ein Telegramm!“ antwortete er.

„Ein Telegramm?“ riefen beide junge Leute aus ... überrascht durch diese Antwort auf ihre Telegraphendraht-Phantasieen.

„So ist es. Das Gartenhaus da oben gehört mir — ich hatte es an zwei fremde Damen vermiethet, die plötzlich abreisen zu wollen erklärten. Sie wiesen das Post- und das Telegraphen-Bureau an, was nach ihrer Abreise für sie noch einlaufe, nur mir einzuhändigen, ich soll es ihnen nachsenden.“

„Nachsenden? Wohin?“ fragte Wolfgang lebhafter noch als eben.

„Nach Twickenham bei London unter der Adresse: Monseigneur le Duc d'Aumale.“

„Ah ...“ sagte Egbert verdutzt, während Wolfgang die Farbe wechselte.

„Das ist eine sehr vornehme Adresse; der

Herzog von Aumale ist das Haupt des Hauses Orleans!“ bemerkte Egbert nach einer Pause.

„Es waren auch sehr vornehme Damen, obwohl sie sehr sparsam waren und sehr knapp lebten“, sagte der Andere.

Sie wandten sich und gingen alle Drei zusammen in die Stadt zurück — der Hausbesitzer sorgte dabei trotz der einsilbigen Antworten, welche er erhielt, für die Unterhaltung, zu welcher der drohende Krieg ihm ausgiebigen Stoff gewährte.

Siebentes Kapitel.

Kriegsrüstungen.

Der Blitz, von dem Wolfgang gesprochen, war an den Telegraphendrähten entlang durch die Welt gezuckt und die Welt war durch das kleine Wort: „mobil“ aus dem tiefen Friedensschlummer aufgeschreckt. Der Arbeiter verließ die Fabrik, der Landmann den Pflug, der Knecht sein Gespann; das Pferd zog aus seinem Stalle zum Remonteplatze, der Trainwagen aus seinem staubigen Depot, und aus den langen Arsenalschoppen kamen schwere Metallungethüme herangerollt und stießen unbeholfen ihre Räder wider die Kiesel des Straßenpflasters, daß die Häuser schütterten; sie sahen drohend und zornig aus und schienen nicht im Geringsten erfreut, daß sie in frische

Luft und Sonnenschein gelangten und daß sie da oben auf den Bastionen und Wällen der Forts nun eine wundervolle Aussicht genießen und vielleicht auch bei den Weltereignissen, die im Anzuge waren, ein sehr lautes und nachdrückliches Wort mitzureden haben sollten. Wie große Herren, die sie waren, hatten sie ihre Küchenwagen gleich bei sich — ganze Züge von Fourgons voll Pulver, und Karren, in denen die Granaten, die ihre Nahrung bildeten, verpackt waren; und so zogen sie daher und „armirten" die Festung, das Bollwerk des Vaterlandes.

Des Vaterlandes! Es war seltsam: das Vaterland war in Jedermanns Munde und in Jedermanns Kopfe und in Jedermanns Herzen. Der Greis gab freudig seinen Enkel, die Mutter gefaßt ihren Sohn für das Vaterland her und der Gassenbube, der ihm nichts zu geben hatte, schrie ihm sein: Lieb Vaterland, kannst ruhig sein! zu. Der Gassenbube und die Mutter und der Greis hatten plötzlich ein Vaterland. Sie hatten

nicht daran gedacht bis auf diesen Tag; sie hatten an allerlei Götzen und allerlei Sekten gehangen; sie hatten es vergessen seit vielen, vielen Jahren. Der Deutsche war ein ziemlich schlechter, ja gottloser, halsstarriger und verstockter Sohn gewesen; er hatte sich wenig um seine Mutter gekümmert, außer wenn er ihre Festtage und Gedächtnißtage und Jubeltage zum Vorwande angenehmer Schmausereien und patriotisch-tugendhafter Trinkgelage nehmen konnte; heute fühlte er plötzlich, er hatte eine Mutter, und er warf sich an ihr Herz und fühlte ihre segnende Hand auf seinem Haupte, und gestählt, mit festem Muth, mit Siegeszuversicht zog er in den Kampf.

Er schlug sich für die Mutter, für das theure heilige Haupt der alten Germania.

Alles, was die Waffen zu führen verstand, kam, sich einreihen zu lassen. Sie zogen jubelnd zu den Thoren herein; sie kamen zu Fuß im blauen Kittel mit dem Sacktuchpäcklein unter dem Arm; oder in der Post, elegante Herren, mit

schöngestickten Bügeltaschen; oder auf schönen Pferden; oder in der eigenen Equipage; die Dampfschiffe, die Züge der Eisenbahnen spieen Ströme von ihnen aus; sie kamen zu Hunderten, zu Tausenden, zu Hunderttausenden; sie sangen: Lieb Vaterland, kannst ruhig sein! und die Gassenbuben schrieen ihnen entgegen: Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Auch Egbert kam — keine Macht der Erde vermochte ihn davon zurückzuhalten. Als er sein freiwilliges Jahr gedient, hatte er es zum Gefreiten gebracht; als Vicefeldwebel wurde er in die Kompagnie eingestellt, bei welcher Wolfgang stand — Wolfgang hatte das vermittelt. Dieser hatte alle Hände voll zu thun bei der Einkleidung der Mannschaft. Egbert konnte ruhiger seine Geschäfte abwickeln: er konnte mit seinem Vater verhandeln und von Frau Hellrich Abschied nehmen und sie mit den ausführlichen Berichten vom Kriegsschauplatze, die er der Zeitung senden werde, zu trösten suchen.

Freilich, sie ging auf diesen Trost wenig ein, die arme kleine Frau. Und wenn auch das ganze liebe Vaterland ruhig war, sie war es nicht. Sie hatte eine entsetzliche Angst vor den Mitrailleusen. Und vor einer Belagerung der Stadt. Und dann vor den Turcos. Und nebenbei auch vor all den zudringlichen Leuten, welche kommen würden, sie, die Eigenthümerin ihrer verwaisten Zeitung, mit Sträußen von Haiderosen zu beglücken oder die Mitwirkung ihrer Presse zu Kreuzzügen wider den öffentlichen Blödsinn zu verlangen.

„Aber ich bitte Sie", sagte ihr Herr Rutland senior ärgerlich, „haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir, daß ich den Egbert ersetzen kann für ein paar Monate? Die Männer werden rar werden, Frau Hellrich, sehr rar; es ist möglich, daß der Artikel unerschwingliche Preise erhält; daß Tage kommen, wo man eine Frau glücklich preist, wenn sie einen Freund und Geschäftsbeistand besitzt, wie, ohne ihm mehr als billig Ehre an-

zuthun, Rutland Vater ist; einen Mann in guten Jahren, wohl konservirt und ein anschlägiger Kopf, was die Ideen betrifft: ich sage Ihnen, Frau Hellrich, es kommt Alles in dieser Welt darauf an, ob ein Mann Ideen besitzt . . . ohne Ideen keine Rettung — mit Ideen sind wir immer wieder oben auf! Wollen Sie wissen, was Ideen sind? Steigbügel, worauf Einer, der vom Pferde gefallen ist, stets von Neuem wieder in den Sattel kommt!"

„Ach, Ihre Ideen!" versetzte Frau Hellrich verachtungsvoll. Was helfen Ihnen die Steigbügel, wenn Sie nicht reiten können, Herr Rutland!"

„Wenn ich nicht reiten kann, Frau Hellrich, so reite ich wenigstens keine Prinzipien und will auch auf unserem Stallmeister-Vergleich nicht weiter herumreiten, wenn Sie mich nur Ihren Ritter sein lassen, so lange dieser musterhafte Redakteur da abwesend ist und im Felde mit dem spitzen Rothstift am Ende seines Flintenlaufes

hilft und mitwirkt, daß wir — gute Zeitungen bekommen!“

Aber Herr Rutland Vater erhielt trotz aller solcher Trostreden keine gnädigeren Antworten und Frau Hellrich schien weit mehr Trost als in seinen Galanterieen in den Dingen zu suchen, die sie für Egbert's Equipirung besorgte. Dieser konnte nicht anders als gerührt sein über ihren Eifer, ihn mit allerlei kleinen Bequemlichkeiten auszurüsten, und ihre Verzweiflung, daß der enge Tornister ihrer so wenige aufnehmen wollte. Aber er vermied es mit einer ängstlichen Scheu, ihr diese Rührung auszudrücken, wenn sie allein waren. Er vermied es mit wahrhaft jungfräulicher Beklommenheit, überhaupt mit ihr allein zu sein; und wenn etwas ihm leicht über die Bedrängniß dieser Tage hinweghalf, so war es die Aussicht, nach kurzen Stunden nicht mehr der in Pfandbesitz gegebene, halb schon als in Eigenthum übergegangene, mit hundert Redaktionssorgen belastete Egbert Rutland zu sein, sondern nur noch der

mit Tausenden wandelnde Gewehrträger, die marschirende lebendige Zündnadelkraft, ein Tropfen im Strom des großen Gedankens, den die Weltgeschichte bekommen; da hörte das Selbstdenken, das Sorgen, die Beklommenheit auf, es lag die höchste Freiheit in diesem Untergehen, in diesem Aufgelöstwerden und Dahinschwinden des Einzelnen in die Gesammtheit und in die Allseele von hunderttausend braven Soldaten.

Wolfgang suchte eines Abends nochmals den Freund in dessen Wohnung auf. Er sah sehr erhitzt und aufgeregt aus. Er zog ein Papier aus der Brusttasche und legte es vor Egbert hin.

„Was ist das?“ fragte dieser.

„Das Telegramm!“

„Welches Telegramm?“

„Das an unsere Damen. Lies doch!“

Egbert las:

„Jeden Winkel seit vierzehn Tagen durchsucht und nichts gefunden. Reden Sie noch einmal mit d. H. v. A. Um eine Rechtferti-

gung in den Augen der Welt muß es ihm jetzt mehr wie je zu thun sein. Didier."

„Ah!" rief Egbert aus, „wie ist es Dir möglich gewesen . . ."

„Es zu bekommen?" fiel Wolfgang ein. „Ich hatte einen Stoß dienstlicher Depeschen auf dem Telegraphenamt expediren zu lassen. Dabei hab' ich mir das Register der in jüngster Zeit eingelaufenen angesehen . . . ein wenig reglementswidrig . . . aber wer nimmt's so genau im Wirrwarr dieser Tage!"

„Und sind wir jetzt klüger?" fragte Egbert. „Auch wenn wir annehmen, daß die Buchstaben „d. H. v. A." den Herzog von Aumale bedeuten?"

„Ich meine doch — wir sehen, daß diese Damen irgend ein geheimnißvolles Interesse verfolgen, und daß, da Leute wie Dein biederer Herr Didier und der Herzog von Aumale hineingezogen sind, es eigentlich nicht den Anschein hat, daß sie gerade etwas betreiben, was erkältend auf unsere Gefühle wirken müßte . . ."

„Auf Deine Gefühle, willst Du sagen“, antwortete Egbert lächelnd.

„Einverstanden“, gab Wolfgang zur Antwort; „was soll ich diese Gefühle leugnen? sie sind leider so stark geworden, daß ich den Ausbruch dieses Krieges segnen muß . . . wäre er nicht, wäre nicht Alles das, was auf mich einstürmt, und mich in Anspruch nimmt und mich mir selber abfängt, ich wüßte nicht, wie ich ihre Entfernung und die Hoffnungslosigkeit, sie wieder zu sehen, ertragen sollte!“

Achtes Kapitel.

Didier's Landhaus.

Das Haus in Boissy St. Leger war sehr hübsch; es war in einem schlichten modernen Style gebaut und in neuerer Zeit sauber neu verputzt. Es gehörte nicht zu den schönsten Villen des Ortes, durchaus nicht; eher zu den bescheideneren. Es war offenbar in einer Zeit erbaut, wo man den phantastischen Luxus der jetzigen Napoleonischen Tage noch nicht kannte und noch bei solchen Bauten nicht wetteiferte, ein möglichst märchenhaftes Gebilde in irgend einem Style herzustellen, das als Dekoration bei irgend einer in China, Ostindien, Arabien, Spanien, der Schweiz oder Griechenland spielenden Oper verwendet werden könnte. Es mußte aus dem ersten Kaiserreich

herrühren; man erkannte das schon an seinen flachen Wandpilastern, dem kleinen Frontispice darüber, den steifen Stuckguirlanden über den Fenstern und den grünangelaufenen Löwenköpfen, mit messingenen Ringen im Maule, an der Thür. Ein kleiner mit einem Eisengitter umgebener Blumengarten lag vor dem Hause. Hinter demselben zog sich eine sehr mäßig große Park-Anlage die Höhe von Gros-Bois hinauf, um dort in einem kleinen Stück Wald mit hohen uralten Silberpappeln, Eichen und Rothbuchen zu enden. Unter diesen Bäumen stand eine Gartenbank, von welcher herab man eine reizende Aussicht auf Boissy, seine gärten- und villenreiche Umgebung und rechtshin über die Halbinsel von St. Maur hatte; darüber hinaus, aber mehr nach links, zeigte sich ein gutes Stück von Paris . . . man erkannte deutlich die hervorragendsten Gebäude in der Mitte der Stadt bis zu dem neuen noch unfertigen hochragenden Opernhaus.

Das Haus des Herrn Didier selbst hatte

hohe Souterrains und darunter auffallend weite Kellerräume, die sich nur dadurch erklärten, daß es von einem Weinhändler erbaut worden. Ueber den Souterrains hatte es ein einziges Stockwerk mit hohen und geräumigen Zimmern. Herr Didier hatte sie ziemlich luxuriös eingerichtet; er hatte das Haus gekauft und bezogen nicht blos um darin, wie so viele Bewohner der Villen umher, die heißen Monate zuzubringen, sondern als bleibenden Wohnsitz für Sommer und Winter; so waren, als er sein Geschäft in Paris aufgegeben, seine besten Möbel, seine Bilder, seine Bric-à-brac an Porzellan und Bronzen — denn zu einer richtigen Pariser Einrichtung von heute gehört möglichst viel Bric-à-brac aus möglichst viel verschiedenen Jahrhunderten — nach Boissy gewandert, um einen luxuriösen Landsitz daraus zu machen, während er den Rest verkaufen lassen.

Und nun befand sich Herr Laurent Didier vortrefflich in seiner neuen Lage; er war sorgenlos und Herr seiner Zeit. Dem Deutschen ist

seine Arbeit, sein Geschäft auf Lebenszeit angetraut, wie sein eheliches Gemahl; er denkt nicht daran, es zu verlassen, es würde ein Riß durch sein Dasein gehen, wenn er es je verlassen müßte. Der Franzose beutet es aus und wird ihm treulos, sobald er seiner nicht mehr bedarf. Er ist ein geborener Aristokrat: er zieht den Müßiggang vor, sobald er die Arbeit nicht mehr nöthig hat; es bindet ihn kein inneres Band an sein Geschäft, er steht nicht mit seinem Gemüth darin, es ist ihm nicht wie ein legitimes Ehegespons, sondern nur wie eine Magd, die man abschafft, wenn man ihrer nicht mehr bedarf. Daher war Herr Didier froh, in dem hübschen Boissy zu sein, wo er Ruhe, Muße, frische Landluft und alle Bequemlichkeiten von Paris, aber nichts von dem nervenaufreibenden Lärm, der abhetzenden Unruhe der Seinestadt hatte; wo auch sein Töchterchen wieder auflebte, die in der sonnenlosen Rue des Saints Pères den Kopf hängen lassen und blasse Wangen bekommen und so apathisch und

zerstreut geworden, daß sie sogar drei Tage lang die Abwesenheit ihrer berühmten Katze Mimi nicht bemerkt hatte, als Mimi von der brutalen Bulldogge eines in der Nähe wohnenden Engländers gebissen war und Babette sie im Stillen zum Thierarzt gebracht hatte, daß dieser sie kurire. Mimi und Babette waren jetzt ebenfalls in Boissy und schlossen die Kette des kleinen häuslichen Kreises in den oberen Räumen; da unten in den Souterrains, wo das eigentliche Herdfeuer des Hauses, in einer großen Maschine in der Küche, flammte, hatte sich ein anderer Kreis — besser ein kleines schiefwinkeliges Dreieck — gebildet, bestehend aus einer stattlichen Köchin, einem halbwüchsigen Gamin, der Groom, Ausläufer und Gartengehülfe in einer Person war, und in einem dreibeinigen und sehr gewissenhaften Spitz, der durch Gebelfer treulich ersetzte, was ihm an Behendigkeit seiner Bewegungen abging.

Louise Didier war in der That ganz so leidend gewesen, wie Frau v. Gelldorf es Wolfgang

geschildert; aber sie erholte sich in der reinen frischen Landluft und in der ruhigen Strömung, die das Leben um sie angenommen hatte, zusehends. Es kehrte eine zarte Röthe auf ihre Wangen zurück; es kehrte Theilnahme für ihre Umgebung zurück, sie pflegte ihre Mimi, ihre Rosen wieder, sie lief im Garten umher, schalt den Groom, wenn er vergessen hatte, eine Stelle der Gartenpfade zu harken, und stickte oder häkelte auf ihrem Lieblingssitz oben im Garten unter den hohen Silberpappeln, wo man den Ausblick auf Paris hatte. Nur Eines war nicht zu ihr zurückgekehrt: das Bedürfniß, mit ihrer kleinen Welt von ehemals zu leben; sie sah ihre Schul- und Klosterfreundinnen nicht mehr, sie hatte kein Verlangen, über die Grenze ihres engumschränkten Eigen in Boissy hinauszutreten; sie hatte, seit sie Paris verlassen, nicht ein einziges Mal sich bewegen lassen, Vater Didier zu begleiten, wenn er um irgend einer Veranlassung willen sich in die Stadt begab. Auch saß sie oft — Vater

Didier, der im Stillen von dem weinumrankten Fenster seines nach dem Garten hinausliegenden Zimmers aus sie beobachtete, bemerkte es wohl — auf ihrer Bank ganz regungslos da, das Kinn auf den Arm gestützt, die Arbeit vor ihren Füßen auf der Erde liegend — und so traumverloren, als sei sie für ewig entrückt aus der schönen sonnigen Welt, die rings sie umgab.

„Armes Kind!“ seufzte dann im Geheimen Vater Didier; „wenn doch der Deutsche käme!“

Diese Stoßseufzer ließ Vater Didier erst seit ein paar Wochen bei dem Anblick seiner Tochter hören — seit er einen langen Brief von Frau v. Gelldorf erhalten, mit der Nachricht, daß sie über Egbert's Verhältnisse in seinem Heimathsort Erkundigungen eingezogen, daß er auch hier in hoher Achtung stehe und daß sie ihm die Eröffnungen gemacht oder vielmehr machen lassen, zu denen Herr Didier sie autorisirt habe.

Es war das Alles sehr gut und erfreulich — aber bevor eine bestimmte Antwort von Egbert

kam, konnte Louise von Allem, was geschehen, unmöglich unterrichtet werden, und Vater Didier hatte den ungeduldigsten Drang, ihr Alles zu sagen, was er für sie gethan.

Egbert mußte sich erklären, mußte schreiben, mußte kommen! Warum kam er nicht?

Vater Didier begann sehr ungeduldig sich diese Frage vorzulegen.

Er rief es endlich mit zornigem, entrüstetem Tone aus, wenn wieder ein Tag vergangen, ohne das erwartete Lebenszeichen von dem jungen Mann oder diesen selbst zu bringen.

Statt Egbert's brachten die Tage schlimme Nachrichten; sie brachten sie aus der Mappe des „Facteurs", der einmal Morgens und einmal vor der Dinerstunde die Briefe und Zeitungen ins Haus warf: Nachrichten von drohenden Kammerreden, von erhitzten Erklärungen der Minister, von Kriegsrüstungen, zuletzt von der Kriegserklärung.

Die Hoffnung auf die Rückkehr des jungen

Deutschen war zu Ende. Es konnte nur noch ein Brief kommen. Aber auch ein Brief kam nicht. Statt dessen kam Lärm und Unruhe, Erhitzung der Köpfe; Streit derer, die für, mit denen, die wider den Krieg waren; und dann Toben, Verwünschen und Austreiben der Deutschen überall.

„Wie gut, daß der Deutsche nicht gekommen ist!“ sagte sich jetzt Vater Didier.

Es waren andere Leute nach Boissy gekommen und hatten sich in dem Herrn Didier's Villa benachbarten Hause eingemiethet; ein älterer Herr war es und ein jüngerer, ein Virtuose auf der Geige, wie man bald vernahm. Sein Spiel drang durch die geöffneten Fenster des Zimmers, das er im Nachbarhause bewohnte, und tönte oft in der Abendstille mit einer wunderbaren Reinheit und Schönheit herüber; es waren meist Stücke oder Themate aus italienischen Opern, eine süß hinschmelzende Musik, wie nur Bellini, Rossini und Donizetti sie aus dem liebessehn-

süchtigen Genius des Italienerthums zu schöpfen und zu gestalten wußten.

Die Herren Gauvillier nannten sich die Fremden. Der ältere ließ sich Kapitän anreden. Sie hätten sich, hieß es, vor den Kriegsstürmen nach Boissy zurückgezogen, da es mit den Künstlerfahrten des jüngeren Herrn nun fürs Erste zu Ende sei.

Eines Tages machten die beiden Nachbarn Herrn Didier einen Besuch. „Sie hielten es für eine Pflicht“, sagte der Aeltere, „sich der Nachbarschaft vorzustellen, um so mehr, da sie doch die Ruhestörer der Nachbarschaft geworden — musikalische Uebungen in nächster Nähe zu haben, sei nicht immer sehr angenehm, und es gebe jedenfalls Stunden im Tage, wo man seine Ruhe durch Kunstgenüsse dieser Art nicht stören lasse, ohne durch einige wenige menschenfreundliche Wünsche für das Wohlergehen des eifrigen und fleißigen Musikanten sich zu revanchiren.“ Monsieur Didier war durch die Zuvorkommenheit der

beiden Herren sehr angenehm berührt; es stellte sich heraus, daß man sehr distinguirte Leute an ihnen vor sich hatte; der ältere Gauvillier hatte in Algier gedient, er war während des italienischen Feldzugs Schwadronschef gewesen, hatte eine Expedition nach Saigun mitgemacht. Sein Sohn, Monsieur Polydore, hatte unterdeß im Conservatoire zu Paris seine musikalischen Studien vollendet und beutete auf Kunstreisen sein anerkanntes Talent aus. Man ward im Laufe der Unterhaltung sehr lebhaft, sehr befreundet, und Herr Didier lud die beiden Herren für nächsten Sonntag zum Diner ein. Es war das erste, welches Herr Didier nach dem großen Installirungsdiner für seine Pariser Freunde in Boissy gab, und die Fremden fanden, als sie am Sonntag kamen, es sehr „recherchirt". Babette und der Groom servirten, der in einer braunen mit Gold gallonirten Livree den Merkur zwischen der Oberwelt des Eßsaales und der Unterwelt, wo die Küchenproserpina waltete, machte, mit viel

mehr Geschick, als der hinkende Spitz zu achten wußte, denn der Groom fiel einmal mit einem halben Dutzend Teller über den belfernden, ihm zwischen die Beine fahrenden Hund. — Fräulein Louise machte mit großer Anmuth die Honneurs; das Wesen von Gedämpftheit der Stimmung und einer gewissen Resignation, welche ihre frühere Lebhaftigkeit ersetzt hatte, erhöhte ihren Reiz und machte eine so harmonische Erscheinung aus ihr, daß es nicht verfehlte, große Anziehungskraft auf den Geigenvirtuosen auszuüben. Der jüngere Gauvillier verbarg dies durchaus nicht. Er war sehr beflissen, sich Louisens Wohlwollen zu gewinnen, ihr zu gefallen, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen — es war wunderbar, wie ihm dies auch gelang. Nachdem er eine Weile von seinen Reisen, seinen Abenteuern, seinen Erfolgen gesprochen, erzählte er endlich vom Rheine und seinen Bädern und dem Orte, wo er sich zuletzt aufgehalten. Louise hatte ihm anfangs sehr still zugehört; jetzt hatte sie hundert Fragen nach dieser

Stadt, nach den Menschen, nach ihrem Leben, ihren Sitten, ihren Gewohnheiten dort.

Herr Polydore entwickelte dieser Anregung gegenüber seine schönste Beredsamkeit. Das Bewußtsein, im Zuge zu sein, eine glänzende Eroberung zu machen, ließ seine Stirne erglühen, ließ seine verschleierte scharfe Stimme sonorer tönen; er geigte auf den Saiten seines Selbstgefühls die höchsten und fröhlichsten Noten.

Die beiden älteren Herren politisirten unterdessen. Sie waren in Beziehung auf die politische Lage Frankreichs nicht ganz einer und derselben Ansicht, obwohl sie Beide gleich weit entfernt waren, irgend einer der extremen Meinungen anzugehören und sich in ein bestimmtes System verbissen zu zeigen, oder jenem großen Bruchtheil der Menschen anzugehören, deren scharf formulirtes Glaubensbekenntniß nichts als die Hülle und der Ausdruck ihres Bedürfnisses, zu hassen, ist; wobei dann der religiöse oder der politische Vorwand gleichgültig ist, einer wie der andere gleich

geeignet, sie über die eigentliche Natur ihres Eifers selber zu täuschen — es geht durch die Menschen ein so großes Bedürfniß zu hassen. Freilich war Herr Gauvillier senior ein großer Chauvinist; er war auch Anhänger der Bonaparte, insofern sie ihm den Willen thaten, Frankreichs kriegerischen Ruhm zu mehren; aber er kehrte diese Anschauung nur mit großer Mäßigung hervor, als Herr Didier ihm widersprach und vor Allem geltend machte, daß Frankreich hinlänglich bewiesen habe, daß es das erste Volk der Welt sei, daß ihm kein anderes diesen Rang streitig mache und daß es also auf seinen Lorbeern ruhen könne; daß der gegenwärtige Krieg also unnütz und eine widerrechtliche Störung des Weltfriedens sei; daß er als ein Mißbrauch des französischen Volkes und der Kraft Frankreichs für die persönlichen Zwecke des Kaisers dahin führen werde, diesen nach dem sichern Siege mit einer Macht und Gewalt zu umkleiden, wie sie noch kein Nero und kein Domitian oder sonstiger be-

rühmter Tyrann der alten oder neuen Welt besessen habe.

„Der Kaiser und seine Prätorianer werden von jenseit des Rheins zurückkehren, um uns zu despotisiren, daß uns die Augen übergehen!“ schloß Herr Didier. „Wir werden vor jedem Soldaten die Mütze abnehmen und vor jedem General auf die Kniee fallen müssen!“

Herr Gauvillier lachte.

„Haben Sie keine Furcht!“ antwortete er; „sie werden von uns Pequins — denn ich gehöre jetzt ja als verabschiedeter Soldat auch dazu — nicht so viel verlangen, weil sie wissen, daß wir es uns nicht gefallen ließen. Selbst der alte Jupiter hatte ein Ding zu fürchten — das Fatum; solch ein Ding hat auch wie einen düsteren Hintergrundschatten der stärkste Machthaber in Frankreich und der siegreichste Kaiser hinter sich; das Fatum ist die Revolution, d. h. das Aufbrausen des Champagners in unserem Blut. Frankreich ist capriciös; es ist der Poet unter den Völkern!“

„Das wäre nicht gut“, fiel hier Herr Polydore Gauvillier ein, „denn da Deutschland der Arbeiter unter den Völkern ist, könnte der Poet unterliegen! Ich bewundere überhaupt Ihre Siegeszuversicht, meine Herren. Obwohl so viel jünger wie Sie, bin ich doch viel bedächtiger und sorglicher.“

„Ah“, sagte Herr Didier, „Sie glauben doch nicht . . .?“

„Ich glaube nicht, daß der Generalstab in den Tuilerieen: Dame Eugenie, Herr Abbé Brandt, Lulu und General Leboeuf, dem alten Moltke gewachsen sind! Ich glaube, daß wir geschlagen werden können und ich glaube an die Sündfluth, die alsdann über uns kommen wird.“

Herr Didier zuckte die Achseln. „Unmöglich — und wenn wir geschlagen würden, gesetzt wir würden es, weshalb alsdann die Sündfluth? Wir würden — ich denke, ich kann das als sicher voraussetzen — wir würden befreit von dem jetzigen Regime, das uns in diesen Krieg gestürzt

hat und schlössen Frieden, um gewitzigt uns eine bessere Regierung zu schaffen."

„Und welche könnte dies sein?" rief Herr Gauvillier, der Kapitän, aus.

„Ach — welche anders als die rothe Republik!" sagte Polydore.

„Unmöglich!" warf sein Vater zornig ein — „nur die solide Republik der ehrlichen Leute, die blaue Republik, kann in Frankreich eine Chance haben!"

„Wir würden ganz gewiß die Orleans wieder erhalten — unter ihnen war Frankreich am glücklichsten!" sagte Herr Didier. „Es hatte Frieden!"

„Und wie denken Sie darüber, kleiner Urwähler?" fragte hier Polydore lächelnd den braunen Groom, der ihm eben ein Glas Chateau d'Iquem präsentirte.

„Ich bin Legitimist, mein Herr", antwortete mit großer Gesetztheit der kleine Urwähler.

„Sein Vater war Piqueur drüben im Schlosse

zu Gros Bois", sagte Herr Didier lachend. „Was könnte er anders sein als Anhänger Heinrich's V.? Sie sehen also, wir haben hier alle Nuancen vertreten."

„Alle Elemente zum kommenden Chaos", versetzte Polydore — „man muß einsehen, daß es an der Zeit für Jeden ist, an eine Arche für die kommende Sündfluth zu denken. Sie, Herr Didier, sind so glücklich, eine Arche zu besitzen, für sich und eine Taube wenigstens" — Polydore lächelte mit einer kleinen Verbeugung Louise an — „ich hoffe, Sie nehmen, wenn die Katastrophe losbricht, uns arme verlaufene Thiere mit darin auf."

„Ach — sprechen Sie nicht von meiner Arche; wenn die Deutschen siegen und auf Paris marschieren, so ist diese Arche ein sehr unheimlicher Aufenthalt!"

„Allerdings!" sagte Polydore, „Ihre geliebten Orleans haben Paris befestigen lassen! Wird es belagert, so wird Boissy an seinem Reiz als Sommeraufenthalt bedeutend verlieren . . ."

„Paris belagert!“ lachte Herr Gauvillier, der Kapitän, laut auf. Meine Herren, der Krieg wird zeigen, daß es sehr unnütz von Louis Philipp war, Paris zu befestigen, und daß dies wenigstens nicht zu den Verdiensten um Frankreich gehört, um derentwillen Sie die Orleans zurückgeführt sehen möchten, Herr Didier! Glauben Sie mir, daran ist überhaupt nicht zu denken. Jede Hausfrau hat das Prinzip — es ist, glaub' ich, unter erfahrenen Hausfrauen das anerkannteste, unangefochtenste von allen — daß man eine Magd, auch die tadelfreieste, nicht zum zweiten Male in Dienst nehmen muß, wenn man sie einmal hat gehen lassen. Es ist Frankreich übel bekommen, daß es die Bourbons zum zweiten Male nahm.“

„Und daß es die Bonaparte zum zweiten Male nahm“, fiel Polydore ein, „hat es ebenfalls nicht glücklich gemacht!“

„Es würde ihm“, fuhr Herr Gauvillier fort, „jedenfalls übel bekommen, wenn es die Orleans zum zweiten Male nähme!“

„Es steht“, sagte Polydore mit einem bedeutungsvollen Blick zu Herrn Didier, „auf dem Wege der Orleans zwischen Dover und Paris ein unheimliches Etwas, eine böse Erinnerung, ein dunkler Schatten . . . das Opfer von Chantilly oder Saint Leu . . .

Herr Didier begegnete dem Blick Polydore's und sah dann auf seinen Teller: „Der Schatten eines ungegründeten Verdachts!“ sagte er leiser; „er kann sie nicht aufhalten!“

Polydore zuckte die Achseln.

„Eines ungegründeten Verdachts? Sind Sie dessen so sicher, Herr Didier?“ fragte er.

„Ja — ich glaube es sein zu dürfen.“

„Die Orleans würden Ihnen eine Million geben, wenn Sie Frankreich diese Ueberzeugung beibringen könnten!“

„Möglich. Ich wünsche nichts mehr, als es zu können, auch ohne die Million, bloß im Interesse der Wahrheit.“

„Und hätten Sie Mittel dazu . . . ohne be-

sondere Mittel wäre die Unternehmung, fürcht' ich, hoffnungslos."

„Wie sollt' ich Mittel dazu haben? Es haben sich vor Jahren mächtigere und klügere Leute in dieser Sache ohnmächtig gesehen."

„Der Zufall ist oft mächtiger als die mächtigsten und klügsten Leute . . ."

„Sicherlich — hoffen wir also, daß der Zufall kommt und uns in den Stand setzt, Ihre Million zu verdienen", gab Herr Didier der Sache eine scherzhafte Wendung.

Polydore wechselte einen Blick mit seinem Gouverneur. Dieser begann anscheinend sehr unbefangen Herrn Didier's Wein zu loben, und Polydore wandte sich wieder an Louise, um mit ihr von den musikalischen Uebungen zu reden, zu denen ihr der Landaufenthalt so reichliche Muße gewähren müsse. Louise mußte bekennen, daß sie ohne viel Eifer und ohne viel Talent ihren musikalischen Unterricht genommen habe; Polydore begann seine Bereitwilligkeit, ihr jegliche Förde-

rung zu gewähren, anzudeuten und wünschte ihre Noten zu sehen. Louise hob nach einem fragenden Blick auf den Vater die Tafel auf und der Groom kam mit dem Kaffee. Er hatte auf das Präsentirbrett, das er hereintrug, die neuesten Zeitungen gelegt, welche eben der Facteur unten abgegeben.

Jeder der Herren nahm eines der Blätter, die beiden älteren sehr gemächlich mit einer angenehmen Vorahnung, daß man von französischen Siegen lesen werde — der Augenblick, wo ein Zusammenstoß erfolgen mußte, war da — und um den Genuß desto behaglicher zu machen, zündete Herr Gauvillier zuerst die Cigarre an, welche Louise ihm bot, während Herr Didier seine Brille putzte und aufsetzte.

Der Virtuose hatte unterdeß sein Blatt längst aufgeschlagen und rief aus:

„Zum Teufel — das sind schlimme Nachrichten!"

„Was hast Du, Polydore? — was sind schlimme Nachrichten?"

„Die Deutschen sind über die Grenze gegangen und haben uns zurückgeworfen; sie haben uns Weißenburg genommen — mit einer formidablen Uebermacht — nach heldenmüthigem Widerstande sind unsere Truppen zurückgedrängt, auf Hagenau und Reichshofen zu; man erwartet", setzt die Depesche hinzu, „Mac Mahon mit dem Gros seines Corps, um die Deutschen ihre Kühnheit theuer bezahlen zu lassen."

„Und diese Nachrichten finden Sie so schlimm?" rief Herr Didier aus. „Daß man vor einer Uebermacht, die sich auf einem Punkte entwickelt, zurückgeht, wenn dieser Punkt weiter keinen Werth hat, ist doch nicht eben sehr beunruhigend!"

„Du bist außerordentlich pessimistisch, mein Sohn", sagte Herr Gauvillier, in seinem Blatte die Nachricht suchend.

„Das sagst Du, ein alter Soldat", entgegnete eifrig der Virtuose, „der mit einem Blicke die

Tragweite dieser Thatsache überschauen muß? Ich meine, in diesen wenigen Worten liegt ein ganzer Haufe von Unheil. Die Deutschen haben Weißenburg erstürmt ... was bedeutet das? Es bedeutet, daß unsere Herren Marschälle nicht längst vor Mainz oder doch wenigstens vor Landau stehen, wie wir uns einbildeten, sondern die Feinde auf französischem Boden, daß also nicht wir den Krieg beginnen, sondern sie; daß nicht wir kriegsbereiter als sie, sondern sie kriegsbereiter als wir sind; es bedeutet, daß sie unsere Aufstellung von Straßburg bis Metz just in der Mitte durchbrochen haben. Ich muß gestehen, daß mir das Alles von großer Tragweite erscheint!"

Herr Gauvillier Vater machte ein betroffenes Gesicht und zog sehr dicke Rauchwolken aus seiner Cigarre.

„Hm", sagte er — „wir müssen die Details abwarten. Ich gestehe, daß ich auf diese Nachricht freilich nicht gefaßt war, nachdem der Kaiser Saarbrücken genommen hatte ... es ist jedenfalls

ein unangenehmes Vorspiel, das man um der Wirkung willen, die es in Frankreich machen wird, hätte vermeiden müssen. Aber was thut's? am Ende bleiben wir doch immer die Sieger von der Alma, von Solferino — ehe wenige Tage vergehen, wird sich vielleicht zeigen, daß die ganze Sache nur eine Kriegslist, ein feiner Schachzug MacMahon's war!"

Die Herren vertieften sich in dies Thema so, daß Louise für gut fand, sich ihnen zu entziehen. Sie entschlüpfte, nur von einem aufmerksamen Blick Polydore's begleitet, aus dem Salon. Sie sehnte sich ins Freie, in die frische Luft und wandelte durch den kleinen Park, die Anhöhe zu den Silberpappeln hinauf und setzte sich hier auf ihre Bank.

Auch ihr hatte die Zeitungsnachricht zu denken gegeben. Auch sie war erzogen in dem Dogma, daß französische Soldaten in jedem Kampf, sei es nun mit anderen Soldaten in Europa, mit Löwen in Afrika oder mit Riesen in irgend einer noch unentdeckten Gegend der Welt, siegreich sein müßten.

So hatte der ausgebrochene Krieg sie, deren ganzes Herz- und Gedankenleben in einem dem Krieg so widersprechenden Interesse lag, doch nicht viel beklommener gemacht — wenn Frankreich seine Heere wider Preußen führte, so mußte Preußen geschlagen werden, und dann mußte nach einigen Wochen der Kaiser triumphirend zurückkehren und das Heer in Paris einen Siegeseinzug halten und Alles war dann wieder wie vorher. Es beunruhigte sie nur, daß in Paris und ganz Frankreich den Ausbruch des Krieges eine solche Erbitterung wider alle Deutschen begleitete — das schien so ungerecht, so überflüssig, so dumm; aber es war ja auch eigentlich nur der Pöbel, von dem es ausging. Und ihr Vater nahm nicht den mindesten Antheil daran; er hatte noch ganz kurz vor dem Ausbruch des Krieges so freundschaftlich mit Frau von Gelldorf, die doch auch eine halbe Deutsche war, und ihrer Tochter Helene verkehrt, und so erfreut gesehen, wie innige Freundinnen sein Töchterchen und Helene geworden; sie waren vor etwa

einem Vierteljahr aus England herübergekommen und hatten seidem in einem Hotel Garni in der Nähe der Rue des Saints Pères gewohnt; sie hatten Herrn Didier's ganze Achtung gewonnen, und es kamen auch, nachdem Frau v. Gelldorf abgereist, noch Briefe von ihr — Herr Didier konnte über die Deutschen nicht anders denken, ebenso wenig wie Louise selbst es konnte, und so war sie innerlich wenig berührt worden durch diesen ihr im großen Ganzen vollständig unverständlichen Krieg. Er konnte ihr das nicht rauben, was von Hoffnung und Zuversicht Helene Gelldorf in freundlichen Reden — denn Louise hatte sich von Helenen ihr Geheimniß entreißen lassen und sie hatte ihr ihr ganzes Herz anvertraut — ihr eingeflößt.

Aber die Siege der Deutschen wurden verhängnißvoll. Louise fühlte das; sie mußten Frankreich und jedes französische Herz in eine grenzenlose Empörung und Erbitterung, in einen Sturm von Wuth und Haß versetzen! Sie kannte Vol-

taire's Wort von dem Lande, bewohnt von Affen, die doch so leicht zu Tigern werden, nicht. Aber sie ahnte, daß die Niederlage Tiger aus ihren Landsleuten machen könne.

Und so saß Louise, die Hände im Schooß verschränkt, auf ihrer Gartenbank höchst niedergeschlagen da. Es war vielleicht in ganz Boissy, noch im daranstoßenden Gros Bois, noch in Sucy-en-Brie an der anderen Seite kein Herz, welches die Nachricht von einem Siege der Deutschen so schwer gemacht hätte, als das Herz Louise Didier's. Aber auch wohl keines, in welchem diese Last weniger die Folge der patriotischen Empfindung war. Wenn Louise so regungslos unter ihrer Silberpappel da saß, so gedankenverloren wie einst die Jungfrau Jeanne d'Arc unter der heiligen Eiche von Dom Rémy, so waren es doch nichts weniger als Gedanken an die Rettung Frankreichs von dem eingedrungenen Feinde, welche sie so schmerzlich bewegten.

Vielleicht war Vater Didier's Kummer pa-

triotischerer Natur. Louise fand, als sie heimkehrte, ihren Vater in großer Aufregung. Die Gäste hatten sich empfohlen, aber das Gespräch mußte eine Wendung genommen haben, welches keineswegs beschwichtigend auf Didier's Stimmung gewirkt hatte.

„O, mein Kind, mein Kind", sagte er mit einem tiefschmerzlichen Seufzer, „welch ein Unglück würde es sein, wenn diese Preußen siegten, wenn sie auf Paris marschirten und bis Paris vordrängen!"

„Wie wäre das möglich, Vater!"

„Möglich? — es ist Alles möglich ... hättest Du Dich nicht entfernt, sondern Monsieur Polydore zu Ende reden hören — dieser Geiger versteht die Sache, scheint mir, zehnmal besser, als sein Blagueur von Vater, dieser alte Troupier, der es doch verstehen sollte — hättest Du ihn, der die Deutschen kennt, bis zu Ende angehört, Du würdest nicht mehr sagen: wie wäre das möglich? Und nun denk' Dir unsere Lage, wenn

sie bis hierher vordrängen! Ich alter Narr, ich hirnloser Mensch, daß ich mich hier in Boissy ankaufte! In Charenton hätt' ich mich ankaufen sollen — da war mein Platz! Welch dummer Streich, den ich da auf fremder Menschen Zureden gemacht habe! Was geht mich Boissy, was geht mich dies Haus an! In die Touraine wollte ich mich zurückziehen; sind nicht die Didier's aus der Touraine? Ist nicht die Touraine ein reizendes Land, das Paradies von Frankreich? Wie ruhig hätten wir in der Touraine leben können. Und nun hab' ich die horrende Summe in diese Baracke hier in Boissy gesteckt! Hätte ich ein Bein gebrochen, ehe ich den Fuß hineingesetzt! So dem Egoismus fremder Menschen zum Opfer zu fallen!"

Louise sah verwundert ihren Vater an . . . sie verstand nichts von seinen Worten, nichts von seinen Andeutungen, daß man ihm zugeredet, daß er ein Opfer von fremdem Egoismus sei!

„Vater!" rief sie aus, „Du machst doch mir

keine Vorwürfe, daß ich Dich gedrängt, hierher zu ziehen?"

„Dir, mein Kind? nein, nein!" versetzte Herr Didier, eine unmuthig abwehrende Bewegung mit der Hand machend, und dann begann er mit langen Schritten auf- und abzuschreiten, zornig murmelnd: „Welch ein Narr, welch ein Narr ich war!"

Er nahm eines der Zeitungsblätter wieder auf und begann es von Neuem durchzulesen.

„Hole mir eine Karte, mein Kind", sagte er nach einer Weile. „Haben wir eine Karte von Frankreich? Ich glaube unter meinen Büchern ist eine — bitte, geh' und suche sie mir."

Louise ging und kam nach einer Weile mit einer vergilbten zusammengebrochenen Karte von Frankreich zurück.

Herr Didier schlug sie auf und studirte sie mit sehr ernst zusammengezogenen Stirnfalten; dann schüttelte er den Kopf.

„Es ist schwer, daraus klug zu werden", sagte

er. „Habt Ihr es in Euren Schulen gelernt? Nein, man lernt es nicht in Euren Schulen.“

Louise blickte ihm über die Schulter.

„Ich werde doch klug daraus, Papa“, sagte sie; „es war ein Nönnchen, eine Deutsche, in unserm Kloster, die hat es mir gezeigt, wie man sich auf den Karten orientirt; was willst Du wissen?“

„Ach, so sag' mir, wo der Rhein ist — dies da? Ach nein, Lyon lese ich da ... das ist nicht der Rhein, wie?“

„Der Rhein ist hier — hier oben.“

„Ach ... und wo ist Weißenburg?“

„Weißenburg ...“ Louise hatte trotz des Unterrichts, den sie von dem deutschen Nönnchen erhalten, ein wenig zu suchen. Endlich fand sie es und rief so triumphirend, als ob sie einen Rebus gelöst: „Ich hab's, ich hab's, hier ist es!“

„Ah — da ist es ... dicht am Rhein; aber an dieser Seite, an der französischen Seite ... nicht?“

„An der französischen Seite, Vater.“

„Pest!“ sagte Herr Didier. „Und Paris, wo ist es?“

„Hier, Papa, hier ist Paris; und hier ist auch Boissy — Boissy St. Leger.“

„Wie gescheidt Du bist!“ rief erfreut Herr Didier aus, und dann setzte er, erleichtert aufathmend, hinzu: „Ah . . . es ist doch sehr weit von Weißenburg bis Paris . . . nicht wahr, es ist noch sehr weit?“

„Es ist sehr, sehr weit — sieh' nur, welche Entfernung!“

„Gottlob!“ sagte Herr Didier.

Ende des ersten Bandes.

75
68
30
29
202